

Internationales Anti-Kriegsmuseum



In diese einstige kommunistische Hochburg ist heute die SA-Standarte 8 eingezogen und hat

Postkarte



*Am liebsten
Blutige Kampfparolen
Groß Friedrich
Pewarzewski*

Vom Friedens-Museum

*im Antikriegsmuseum
Museum, wo die
Welt nicht mehr
ganz gut ist!*

47

zur Hitler-Kaserne

EIN TATSACHENBERICHT ÜBER DAS WIRKEN VON ERNST FRIEDRICH UND ADOLF HITLER

Vom Sturm... die Soldat
und Grenzsoldat des Krieges...
müssen den Stützen, die Welt
an SA-Leben darstellen. Bald
mehr erinnern an das Wirken
Friedrich und Adolf Hitler



Frei und hell schallen jetzt SA-Lieder
einstigen Antikriegs-Museum. Als Richter

Wo ist Ernst Friedrich?

Bis zu Hitlers Machtergreifung bestand in Berlin in der Parochial-Strasse 29 das einzige Antikriegs-Museum der Welt. Gründer, Leiter und Vorkämpfer für das Museum und die Idee des Pazifismus in seiner ehrlichsten und überzeugtesten Form war Ernst Friedrich, der in allen friedensfreundlichen Kreisen bekannte Verfasser des eindrucksvollen Bilderbuches „Krieg dem Kriege“, das im Kultur-Verlag, Berlin erschienen ist.

Die erste Tat der Nationalsozialisten, derselben Leute, die jetzt den Frieden preisen, um zum Krieg zu rüsten, war die völlige Zerstörung des Antikriegs-Museums und die Festsetzung Ernst Friedrichs. Seither ist Ernst Friedrich verschollen. Gerüchtweise wurde bekannt, dass man ihn anfangs zusammen mit Ossietzky und Renn in Oranienburg gefangen hielt. Aber auch das ist nicht sicher verbürgt, bestimmt weiss man nur, dass man ihn aus dem Gefängnis in Moabit herausgeholt hat, wo er die allerersten Wochen verbringen musste.

Der Kriegsdienstverweigerer Ernst Friedrich, der wegen antimilitaristischer Betätigung über sechs Jahre seines Lebens in Gefangenschaft verbracht hat, den die bürgerliche Regierung wie das jetzige Regime verfolgte, ist verschollen, und es besteht die ernste Gefahr, dass die heutigen Herren in ihrer „unglaublichen“ Friedensliebe (die z.B. aus dem Antikriegs-Museum ein Kriegs-Museum gemacht hat) den Friedensfanatiker „auf der Flucht erschossen“ oder ihm zum „Selbstmord“ verholpen haben.

Alle, die den Frieden und die Vorkämpfer des Friedens lieben, werden gebeten, Nachforschungen nach Ernst Friedrich anzustellen und deren Ergebnis der Redaktion der „Freien Presse“ mitzuteilen.

(»Aufruf« aus der Emigrantent-Presse)

Neuer Geist in einem alten Haus

Vom Anti-Kriegsmuseum zum S.A.-Heim

Sturmbann II/6 errichtet sich ein neues Sturmlokal

Durch den Großstadtmorgen schwingt Glockenklang. Die Töne aus erzemem Mund fügen sich zusammen zu einem frommen Choral. Die Turmuhr der Parochialkirche kündigt die achte Morgenstunde.

Um die Ecke der Judenstraße biegt ein Trupp S.A. in die Parochialstraße ein, hält vor einem kleinen, unscheinbaren Haus, Nr. 29.

Der Rolladen vor dem Schaufenster ist heruntergelassen, die Tür ist verschlossen. Ueber dem Eingang ist in Stuck ein zerbrochenes Gewehr dargestellt. Ein deutscher und ein englischer Stahlhelm haben als Blumentöpfe Verwendung gefunden. In großen Lettern die Inschrift: „Antikriegsmuseum“.

Der Sturmführer gibt in kurzen Worten bekannt, daß von nun ab dieses Haus als S.A.-Heim Verwendung findet. Die Pforte wird geöffnet, zwei S.A.-Männer poltern die Treppen hinauf, über ein Durcheinander von Papier und Gerümpel.

Auf der Straße Kommandoworte: „Achtung!“ Durch eine Bodenluke schiebt sich eine Fahnenstange. Triumphiierend fahrt das rote Tuch mit schwarzem Hakenkreuz im weißen Feld über dem Schindeldach.

„Weggetreten!“ Im nächsten Augenblick haben sich die S.A.-Männer ihrer Mäntel entledigt, die Mützen hängen an der Wand. Mit geöffnetem Kragen, in den Händen Schaufel und Besen, gehen sie an die Arbeit. Der Rolladen freisetzt, Sonnenlicht ergießt sich in den Raum. Ein frischer Luftzug streicht durch das Haus. Ein anderer Wind wird jetzt hier wehen.

Hammer und Meißel entfernen gar bald die Insignien über der Tür.

Von den Regalen fliegen die Bücher, auf der Straße flirrt sich Blakate und Broschüren, Flugblätter und Bilder. Die zu Blumengefäßen degradierten Stahlhelme verschwinden von der Hausfront.

Das Grobfeinmachen hat begonnen. Mit einem Eifer ohnegleichen wird die „Säubereaktion“ durchgeführt.

Schweiß rinnt von den Gesichtern. Die Besen jagen Staubwolken hoch.

„Los, los, weiter!“ Laßt den Müll liegen. Was halt'n da?“ Der Sturmführer nimmt



seinem Kameraden ein Buch aus der Hand. „Aha, Antikriegsliteratur, was?“ — „Aec, Schweineein.“

Stapelweise lagern Bücher mit Abbildern und zotigem Inhalt.

„Ach so, Herr Ernst Friedrich, alles unter dem Motto: Krieg dem Kriege.“

„Sturmführer, oben ist eine Druckerei.“

Ueber enge, steile Stiegen geht's hinauf. Da stehen Druckmaschinen und Siebvorrichtungen, in Regalen geordnet Altscheis, Nachbildungen von fremden Zeitungsföpfen und Heftbilder, Aufrufe und die Zeichen der Kommunisten.

Durch die schrägen Fenster der Dachstube fallen die Sonnenstrahlen auf Bilder und Zeitungsausschnitte. Briefe von „Bestimmungsfreunden“ liegen umher.

Tuchoski sendet aus fester Ferne, aus Paris, Beiträge. Woßkau liefert „Ma-

terial“. Brotmarlen und Rohsenkarten, Darstellungen des Krieges und Erlasse der damaligen Regierung bilden einen wüsten Haufen.

Eine knarrende Leiter führt zum Dachgarten. Der Wind schweift über Alt-Berlin. Der Jüdenhof. Kinder spielen in der Märzsonne. Späßen schwirren um die Fachwerkhäuser. Hähne trahen. Auf den Dächern der spitzebeligen Häuser schnäbeln sich die Tauben. Ein vergessener Winkel aus alter Zeit inmitten der Großstadt.

Der Dachgarten wird hergerichtet. Der wilde Wein wird verschnitten, in die Blumenläden Camen gelegt. Im ganzen Haus herrscht emsige Tätigkeit.

Das Erdgeschoß ist schon hergerichtet. Gleich vorn ist die Wachtube. Ein Tisch, darauf das Wachbuch. Draußen wird auf Wagen und Handkarren der Schund abgefahren, den hier

kommunistisch-bazillifische Schmierfinken und Hehjuden zusammengetragen haben.

Brüzelndes Geräusch und angenehme Dülte durchziehen das Haus. Die Küche ist schon in Betrieb gesetzt. S.A.-Männer vom Sturm 23 hantieren mit Eßfel und Messer, schüren das Feuer und rühren in der Pfanne.

Die nächste Tür trägt die Inschrift: „Sturm 1, Werner Wessel“.

Brienen auf dem Boden, fein säubereich ausgerichtet, erheben Matratzen vorläufig die noch fehlenden Betten. Doch nach Abkündigung Dienstzeit tut den neuen Gliedern auch auf diesem behelfsmäßigen Lager die Ruhe gut.

Ueber dem Tisch an der Wand hängt eine Bekanntmachung aus der Kriegszeit, die die Verteilung von Räte betrifft. Nicht betroffen von der Lebensmittelverteilung werden die S.A.-Männer, die jetzt noch mit knurrendem Magen um den Tisch herumtrotzen. Die Zeit bis zum Essen vertrieben sie sich mit der Lektüre von Ernst Friedrichs Büchern, lassen es an Randbemerkungen und Glossen nicht fehlen.

Es besteht keine Gefahr, daß diese Art der Literatur auf fruchtbaren Boden bei ihnen fällt. Jetzt dienen diese Produkte der Buchdruckerkunst ihnen als Kopfkissen.

Sonnenstrahlen spielen in den blauen Fenstern der Diele. Noch sind nicht die letzten Spuren beiseite geräumt, die auf die bisherige Bestimmung des Hauses schließen lassen.

Bald wird es auf allen Gängen und in allen Zimmern so aussehen, wie bei den Kameraden vom Sturm 1. Hier haben die Schmitzereien und Grenzbilder des Krieges schon Platz machen müssen den Stützen, die Ereignisse aus dem S.A.-Leben darstellten. Bald wird nichts mehr erinnern an das Wirken des Herrn Friedrich, des Juden Lewin und ihrer Freunde.

Kernige Soldaten- und frische Landwehrliebhaber wechseln ab mit den Liebern der S.A. Es tönt hinauf zum hohen Kirchturm. Das Gladienspiel setzt ein, das schon vor Jahrhundert durch die alten Straßen klang. Und in den Gelang der S.A. mischt sich die Melodie des Liebes, das ein Vorkämpfer deutschen Weleus gedichtet hat, Martin Luthers Worte finden Wiederhall in den Herzen derer, die gleich ihm für ihr Deutschland kämpfen:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär,

Es muß uns doch gelingen!“

H. Sul.

Hier ist er . . . !



Nach 7-monatiger «Schutz»haft
im Krankenhaus

Das pazifistische Antikriegsmuseum in der Parochialstraße 29 wurde, nachdem sein Leiter, Ernst Friedrich, in Schutzhaft genommen war, nachts erbrochen von der SA. Das gesamte Ausstellungs- und Archivmaterial, sowie die in der Wohnung Friedrichs befindlichen Gegenstände: Kleider, Bücher usw. wurden im Ausstellungsraum auf einen Haufen geworfen und angezündet, später wurde dann die Wasserleitung durchgeschnitten und der Ausstellungsraum unter Wasser gesetzt, so daß die Feuerwehr ihn auspumpen mußte. Einige Tage später drangen SA-Leute erneut ein, räumten die Ueberreste der vernichteten Gegenstände heraus und richteten die Räume für sich her.

(Aus: «Deutschland am Hakenkreuz»)

Das «Erste Internationale Anti-Kriegs-Museum» wurde am 1. August 1923 von Ernst Friedrich in Berlin gegründet und im März 1933 von Hitler zerstört.

1'000 BAUSTEINE FÜR DAS NEUE FRIEDENS-MUSEUM

DIE ERSTEN 1'000 EXEMPLARE SIND IN GANZLEINEN GEBUNDEN, NUMERIERT UND VOM VERFASSEN SIGNIERT. DAS EINZELNE EXEMPLAR KOSTET FR. 10.-. DIESE 1'000 EXEMPLARE GELTEN ALS BAUSTEINE FÜR DAS NEU ZU ERRICHTENDE «INTERNATIONALE ANTIKRIEGS-MUSEUM».

Erscheint gleichzeitig in französischer, holländischer und schwedischer Sprache.

Die schwedische Ausgabe besorgt der Verlag:

«Svenska Freds- u. Skiljedomsföreningen» – Stockholm C.

VOM FRIEDENS-MUSEUM ...

... ZUR HITLER-KASERNE

EIN TATSACHENBERICHT

ÜBER DAS WIRKEN

VON ERNST FRIEDRICH

UND ADOLF HITLER

1935

HERAUSGEGEBEN VOM «INTERNATIONALEN KOMITEE FÜR DIE WIEDERERRICHTUNG DES
ERSTEN INTERNATIONALEN ANTI-KRIEGS-MUSEUMS» – GENÈVE

HAUPTVERTRIEB FÜR DIE DEUTSCHE AUSGABE:

F. SCHWARZ, ST. GALLEN (SCHWEIZ), DAVIDSTR. 24

1935

ALLE RECHTE, AUCH DAS DER ÜBERSETZUNG, VORBEHALTEN
COPYRIGHT BY «INTERNATIONALES KOMITEE FÜR DIE WIEDERERRICHTUNG DES
ERSTEN INTERNATIONALEN ANTI-KRIEGS-MUSEUMS» – GENÈVE
DRUCKEREI-GENOSSENSCHAFT, AARAU

Eingelesen mit ABBYY Fine Reader

*GEWIDMET
DEM FREUND UND MITKÄMPFER
PER GYBERG*



Per Gyberg
der hervorragende schwedische
Friedenskämpfer

Mein lieber Per!

Dir habe ich dieses Buch gewidmet. Nimm es, als ein Zeichen des Dankes für Deine treue Waffenbrüderschaft in meinem Krieg gegen den Krieg.

In all den Jahren, da ich mit geistigen Waffen gegen Maschinengehirne kämpfte, da warst Du mir ein lieber Kamerad, der mich aufmunterte, wenn ich müde wurde, der mich stützte, wenn mich die Kräfte verliessen.

Als Du hörtest, ich sei wieder in Gefangenschaft, da bist Du von der Kanzel herabgestiegen, hast Dich vom hohen Norden auf den weiten Weg begeben, um mich in irgendeiner deutschen Gefängnis-

zelle aufzusuchen, um mir die herzlichen Grüsse meiner schwedischen Gesinnungsfreunde zu überbringen. Da wurde es hell im Dunkel meines Kerkers, da fühlte ich mich so frei in meiner Gefangenschaft! Nach zwanzigjähriger Arbeit für den Völkerfrieden wurde mein Lebenswerk: das «Anti-Kriegs-Museum» durch Hitler zerstört, meine Friedensbücher hat er auf dem Scheiterhaufen verbrannt, meine Gesundheit in langer Schutzhaft ruiniert.

Alles wurde mir genommen, nur eines konnte man mir nicht nehmen: meinen Willen! Der ist ungebrochen!! Und mit diesem Willen werde ich jetzt wieder ganz von vorne anfangen. Aus den Ruinen des ersten «Internationalen Anti-Kriegs-Museums» wird ein zweites, grösseres Friedenswerk erstehen!

Ich esse jetzt das bittere Brot der Emigration, werde von Land zu Land gejagt, aber ich verliere den Mut nicht und erst recht nicht die Hoffnung auf den endlichen Frieden für alle Völker und für mich.

Deine Freundschaft begleitet mich auf meinem Weg... in meiner Brusttasche trage ich einen Brief, den ich Dir im Juni 1931 schrieb und den Du mir vor einigen Tagen zuschicktest, um mich zu erinnern an schwere, glimpflich überstandene Kämpfe. Damals, 1% Jahre vor der Entmündigung des deutschen Volkes durch Adolf Hitler, schrieb ich Dir und den schwedischen Friedensfreunden diesen Brief, den ich jetzt und immer wieder lese:

Brüder! Schwestern!

Zufällig in Freiheit, sende ich Euch herzlichste Friedensgrüsse aus dem Lande, in dem ein Soldatenstiefel mehr gilt, als ein Herz voll Liebe.

Im selben Augenblick, da ich Euch diese Zeilen schreibe, knallen draussen auf der Strasse Pistolenschüsse, trägt man die Toten und Verwundeten des unglückseligen Bruderkrieges ins Hospital. – Gestern erst machte ich beiliegende Photographien; es sind Versuche von Barrikadenbauten.

Heut noch kann ich meine Stimme erheben gegen Wahnsinn. (Wahrhaftig: die Menschen sind krank, wahnsinnig!)

Bald aber wird mein Mund verstummen, denn die Gewehrkugeln sind von grösserer Durchschlagskraft als Menschenworte.

Dennoch und trotz alledem und gerade, weil es so ist, weil die Menschheit krank ist, muss ich mein Sanatorium der Besinnung, mein «Anti-Kriegs-Museum» geöffnet halten, so lange das Strassenpflaster noch nicht aufgerissen ist.

Auf Euch, liebe Brüder und Schwestern, blicke ich voll Vertrauen und Hoffnung auf Eure weitere Friedensarbeit.

Ihr seid ein zahlenmässig kleines Volk, aber so, wie man mit einem Streichholz einen Weltbrand entfesseln kann, so kann und wird der Funke Eurer Friedensbegeisterung die Herzen der Welt entflammen, dass die Menschen ihre kalten Hände daran wärmen können!

*Die Herzen hoch!
Die Liebe über alles!!
Dann ist die Welt schön
Und der Mensch ist gut!*

Ernst Friedrich.

Mit einem Eimer voll Mörtel und zehn Ziegelsteinen fing ich an. Mehr Geld hatte ich nicht. Aber dafür umso mehr Ideen.

Mit diesem Eimer voll Mörtel ging ich in den Keller des Hauses Parochialstrasse 29, das ich aus den Erträgen meiner Bücher erworben hatte – ein uraltes, wackliges Ding – und klebte zunächst die grossen Löcher im Erdgeschoss zu, womit ich den vielen Ratten bedeuten wollte, dass nunmehr der Eintritt verboten sei.

Das war sozusagen der feierliche Akt der Grundsteinlegung des «Ersten Internationalen Anti-Kriegs-Museums».

Bald folgte Stein auf Stein. Ein kleines Baugeschäft in der Nachbarschaft räumte mir vertrauensvoll einen Kredit in Höhe von Mk. 3.– pro Woche ein, so dass ich jetzt schon in der Lage war, den Mörtel nicht mehr eimerweise, sondern in «grösseren Posten», d.h. *kastenweise*, zu erwerben. Immerhin hätte eine solch primitive Bauweise, nach fachmännischen Berechnungen, etwa 10 Jahre gedauert. Wenn ich diese alte, baufällige Baracke aus dem 17. Jahrhundert zu einem modernen Museum umbauen wollte, dann bedurfte es vor allem grosser finanzieller Mittel, um einen Stab geschulter Maurer und Zimmerleute, Dachdecker und Architekten engagieren zu können.

Ich bemühte mich vergeblich um finanzielle Hilfe.

Geld ist eben nur für Krieg und Kriegsrüstungen zu haben. Millionen und Milliarden werden alljährlich für den organisierten Menschenmord verpulvert.

Für den Frieden, für die Errichtung einer Friedenszentrale, wie es das «Anti-Kriegs-Museum» war, konnte ich kein Geld auftreiben.

So arbeitete ich wochenlang, ganz allein, mit der Maurerkelle, mit Picke und Schaufel. Manchmal kamen gute Freunde, die meiner Sisyphusarbeit wohlwollend-lächelnd zuschauten, wenn ich, im finsternen Kellergewölbe – bei Kerzenbeleuchtung – schuftete. Inzwischen ich unten die Löcher zustopfte, regnete es oben zum Dach hinein.

Da kam mir der «alte Joseph» zu Hilfe. Ein tüchtiger Maurer, – wenn eine Bierflasche neben ihm stand.



Josephs Mörtelkasten durfte leer werden.

Die Bierflasche nicht.

Dann war es aus mit seinem Fleiss.

Wenn Joseph nüchtern war, pflegte er mir Vorträge zu halten: «Ernst, du bist ein feiner Junge, aber das muss ich dir sagen, du wirst in deinem ganzen Leben nicht fertig mit der alten Bruchbude'.»

Diese Meinung änderte Joseph erst, wenn sein fachmännisches Auge nicht mehr auf «die alte Bruchbude», sondern auf eine Bierflasche blickte.

«Man kann's ja versuchen,» pflegte er dann zu sagen, versuchte erst einmal das «flüssige Brot» und – nach vielen derartigen Versuchen – begann er mit der Arbeit.

Ich schleppte die Steine aufs Dach, wobei Joseph ängstlich darauf bedacht war, dass in regelmässigen Abständen von 49 Steinen als Nr. 50 eine neue Bierflasche auf der Mauerbrüstung stand. Und je nachdem, ob Joseph nüchtern war oder einen sitzen hatte, je nachdem arbeitete ich mit ihm – oder allein.

So vergingen die ersten Wochen.

So drohten Jahre zu vergehen.

Ohne Hoffnung auf finanzielle Hilfe.

Ich verkaufte meine Anti-Kriegsbücher zu Schleuderpreisen und erreichte auf diese Weise, dass ich zwar grosse Verlustgeschäfte abschloss, aber anderseits grössere Barmittel in die Hand bekam, um endlich *führenweise* Mörtel kaufen zu können. Eine Kolonne guter Facharbeiter wurde eingestellt. Ein Architekt arbeitete nach meinen Plänen die Bauzeichnungen aus.

Nun wurde mit Hochdruck gearbeitet!

Zunächst sollte ein grosser Ausstellungs- und Vortragssaal, mit Bühne und Kinoeinrichtung, geschaffen werden. Dazu war notwendig, sämtliche Zimmerwände abzureissen und Decken und Mauern der oberen Etage durch grosse, eiserne Träger abzufangen. Das ganze Treppenhaus musste abgerissen und verlegt werden, um mehr Platz zu schaffen. Trotzdem erwies sich der so geschaffene grosse Versammlungssaal später als noch viel zu klein.

Ein weiterer grosser Schleuderverkauf meiner Bücher ermöglichte den Ankauf des benachbarten, hinteren Grundstückes.

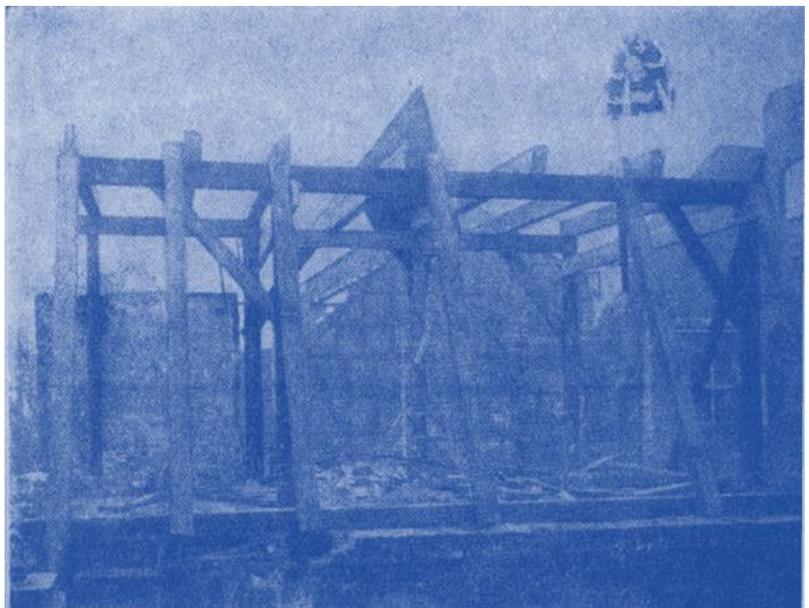
Mein neuer Plan: den zwischen diesen beiden Häusern liegenden Hof durch ein doppeltes Glasdach zu überbrücken, die Rückfront des Vorderhauses und die Vorderfront des Hinterhauses durch eiserne Träger abzufangen und so das Parterre beider Häuser zu einen langen Ausstellungssaal zu verbinden, – verschafften meinem Architekten die ersten grauen Haare, deren er im Laufe des viele Monate dauernden Umbaus noch mehr bekommen sollte.

Im Verhältnis zur Länge musste der Saal jetzt auch *höher* werden.

Das war nur möglich, wenn der Fussboden im Parterre tiefer gelegt wurde.

Also das ganze Grundstück ausschachten!

Inzwischen wurde oben eine Etage aufgestockt.



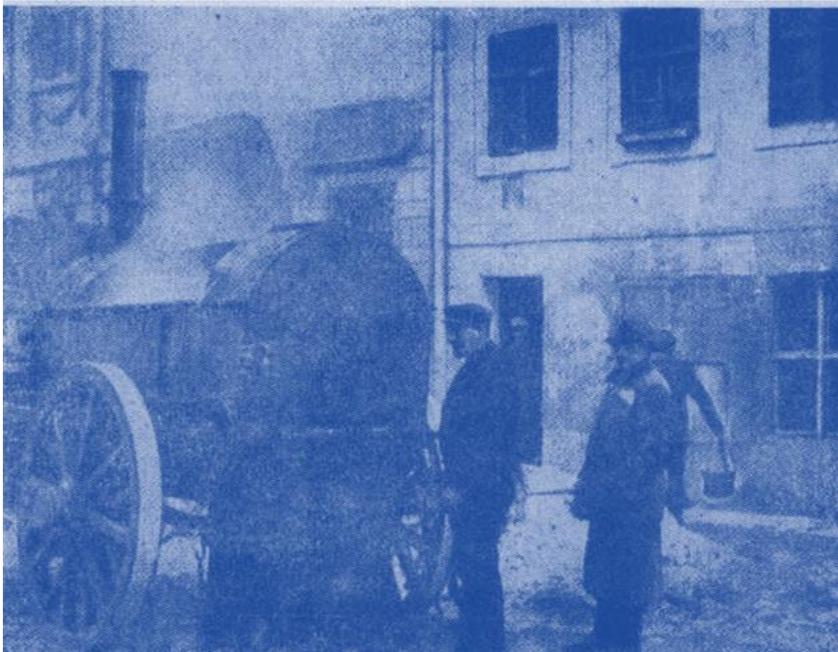
Mehrere Abfuhrgeschäfte schickten ihre Fuhrwerke, um die Unmasse Schutt abzuholen, die auf die Strasse geworfen wurde. Es waren über 200 solcher Doppelfuhren Schutt, die im Laufe der Zeit weggeschafft werden mussten.

Der Polizei kam das höchst verdächtig vor.

Tüchtige Beamte müssen die Fuhrwerke gezählt und errechnet haben, dass Ernst Friedrich, sicherem Ermessen nach, einen unterirdischen Gang nach dem nahegelegenen Polizeipräsidium graben liess, um dieses segensreiche Institut in die Luft zu sprengen!

Tatsächlich erschienen eines Tages einige tüchtige Kriminalbeamte, um diesen «unterirdischen Gang» – denn warum wurde täglich so viel Schutt und Erde abgefahren? – zu besichtigen!

Das Tieferlegen des Saales brachte ausser der Polizei ein fast noch grösseres Übel: die Feuchtigkeit! Aber dieses *letztere* Übel liess sich beseitigen. Eine Asphaltfirma schickte ihren Fuhrpark, um diese Feuchtigkeit zu isolieren.



Unten im Saal wurde Asphalt gelegt! Als das geschehen, kam auf diese Teerschicht eine dicke Schicht Zement und endlich, um auch die Fusskälte zu isolieren: eine Schicht Kork.

So wurden beide Häuser von unten bis oben vollständig erneuert. Die Umbauten und Neubauten dauerten im Grunde genommen *jahrelang*, denn Jahr um Jahr vergrösserte sich der Bestand des «Anti-Kriegs-Museums», immer neues Material wurde erworben, immer mehr Platz musste geschaffen werden.

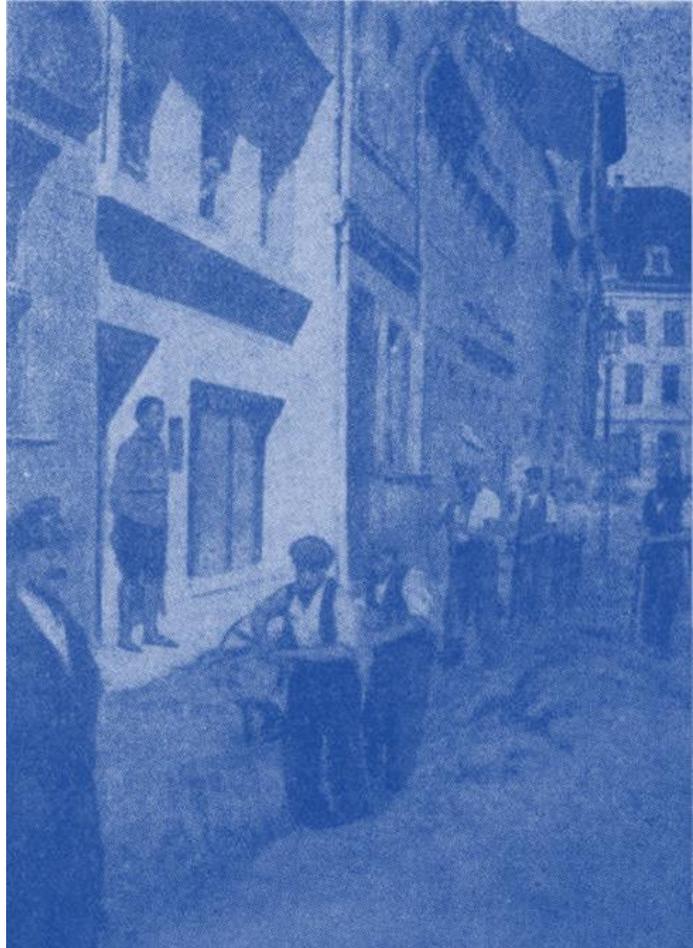
Später kam die Einrichtung einer modernen Buchdruckerei hinzu. Allein die Aufmontierung der grossen und schweren Zeitungsdruckmaschine erforderte einen erneuten Umbau in der ersten Etage.

Öfen wurden gesetzt. Wasserleitungsröhren gezogen. Gas musste gelegt werden. Eine elektrische Lichtanlage wurde installiert. Hierbei gab es besonders grosse Schwierigkeiten, denn obwohl die Parochialstrasse im Zentrum Berlins gelegen ist, gab es in dieser Strasse, in dieser Grossstadt, im Jahre 1923 noch kein elektrisches Kabel!

Schliesslich musste das Strassenpflaster in seiner ganzen Länge – bis zum Anschlusskabel in der Nachbarstrasse – aufgerissen werden, um Kabel für elektrisches Licht zu legen»

Das Geld ging mir aus und meinem Architekten die Haare; denn neue Ideen brachten immer neue Aufgaben, die immer wieder gelöst werden mussten.

«Bauen ist eine Lust,
aber hätt' ich gewusst,
was es kust,
hätt' ich's lieber gelüst.»



Dem Museum sollte eine internationale «Friedensschule» angegliedert werden. Lehrkräfte und Schüler mussten im Hause billig und gut untergebracht werden.

Internationalen Gästen wollte das Museum ein gemütliches Heim bieten. Einige Zimmer wurden darum freigehalten und einfach, aber individuell ausgestattet: ein Franzosenzimmer, ein englisches Zimmer usw. Eine grosse Küche war vorhanden, ebenso ein sehr schönes Bad.

Schliesslich, nachdem der Innenausbau fertig war, liess ich die Fassade umändern und neu verputzen. Neue Fensterrahmen wurden eingesetzt; die Scheiben in einer Glasbläserei extra gebogen.

Ein über die ganze Hausfront reichender Blumenbalkon wurde angebracht. Im Sommer wucherten unzählige rote Geranien und blaue «Himmelschlüsselchen» vom Balkon herab. Im Winter standen dort niedliche kleine Tannenbäumchen.

Und die Tiere? Wellensittiche teilten das «Märchenzimmer» mit mir. Natürlich waren diese gefiederten Freunde nicht in Käfigen eingesperrt (diese Grausamkeit lehne ich ab, aus eigener Erfahrung). Die Zwergpapageien flogen völlig frei herum und legten fleissig ihre Eier in die an Wänden hängenden Brutkästen.

Und die Menschen? Für die hatte ich einen Spruch gewählt, der, in Bronze gegossen, am Hauseingang hing:

Ich darf ohne Übertreibung sagen und eine spätere Prämiierung des schönen Hauses durch die «Gartenbaugesellschaft» bestätigte das:
das «Anti-Kriegs-Museum» zählte schon rein äusserlich zu den besonderen Sehenswürdigkeiten Berlins.

Maler und Photographen postierten sich täglich vor dem Museum.
Die gesamte republikanische Presse erkannte das Werk an.
Die städtischen Behörden unterstützten mich weitmöglichst durch Leihgaben und Geschenke an Möbeln, Büroeinrichtungen etc.
In Anerkennung meiner künstlerischen Verdienste spendete die «Kunstdeputation» einen nennenswerten finanziellen Beitrag.
Das «Kultus- und Bildungs-Ministerium» anerkannte meine kulturellen Bestrebungen durch eine finanzielle Gabe.

Mit einem Eimer Mörtel und zehn Ziegelsteinen fing ich an!
Viel Schweiss und noch mehr Geld hab' ich verloren.
Aber jetzt war ich glücklich: das erste «Anti-Kriegs-Museum» war aus Berlin nicht mehr wegzudenken.
Im städtischen Führer wurde es an erster Stelle für einen Besuch empfohlen.
Die grossen Reisegesellschaften lenkten ihre Autos mit den ausländischen Gästen in die Parochialstrasse. Die Führer zeigten auf das Haus, riefen mit lauter Stimme: «Das erste ‚Anti-Kriegs-Museum‘!» und erklärten die Bedeutung dieser Stätte.
Das sah und hörte ich oftmals, wenn ich in der ersten Etage hinter den Fenstergardinen stand und hinauschaute ...
Da war ich oft recht zufrieden über das Geschaffene.
Da war ich manchmal recht glücklich in dem Gedanken: Du hast dich doch nicht umsonst geplagt ...



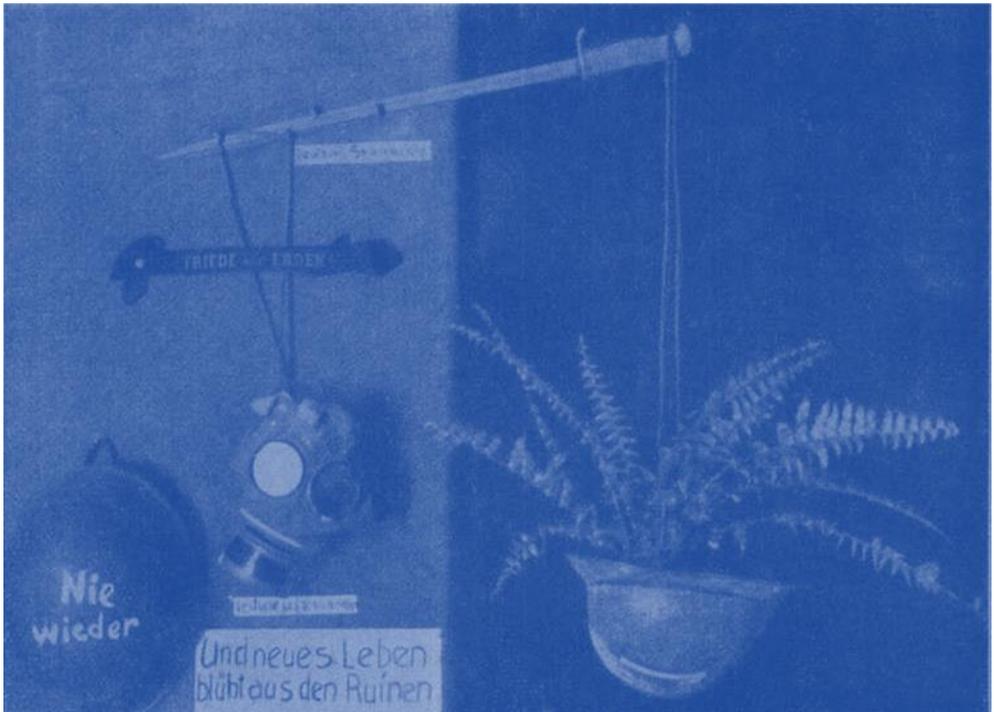
Blick in den Ausstellungs- und Vortragssaal: Im Hintergrund die Bühne und der Ausgang zu den oberen Räumen. Tische, Kästen etc. sind zusammenklappbar, so dass der Ausstellungssaal in wenigen Minuten durch Aufstellen von Stühlen in einen Versammlungssaal umgewandelt werden kann.



Das alte Haus Parochialstrasse 29, wie es Ernst Friedrich erwarb ...



... und wie er es umbaute.



Ein schönes Friedenssymbol im Anti-Kriegs-Museum: An einem deutschen Bajonett hängt ein französischer Stahlhelm, als Blumentopf.

Warum ein Anti-Kriegs-Museum?

Deutschland ist eine Republik – dachte ich.

Deutschland will den Frieden – dachte ich.

In einer Republik des Friedens muss es doch auch ein Friedens-Museum geben – dachte ich.

Da aber die pazifistische Republik kein Geld für ein solches Friedenswerk hatte (ein Panzerkreuzer war nötiger und teurer), so kam ich auf den dummen Gedanken, ein «Anti-Kriegs-Museum» zu errichten: im Mittelpunkte Deutschlands, im Herzen Preussens, im Zentrum Berlins. (Fünf Minuten vom Polizeipräsidium.) Deutschland hat Tausende der verschiedensten Museen und Sammlungen, in denen kalte Steine, alte Möbel, verrostete Töpfe und ähnlich gewichtige Dinge zur Schau gestellt sind.

Warum zeigt man nicht die Schrecknisse des Krieges in einer Friedens-Republik?

In städtischen und staatlichen Häusern bestaunt man riesige Skelette der vierbeinigen Kriechtiere von anno domini.

Warum zeigt man nicht in Originalphotographien die zweibeinigen «Kriegstiere», wie sie sich vier Jahre lang in Gräben und Höhlen gegenseitig zerfleischen?

Jede deutsche Stadt ist stolz auf ihr Museum oder ihre Sammlung. Das entzückte Auge des graven deutschen Bürgers bestaunt die Schnupftabakdose von Friedrich dem Grossen; in kostbaren Rahmen hängen unsere seligen und unseligen Vorfahren an den Wänden.

Warum zeigt man nicht Granatsplitter und Mordwerkzeuge, die unsere Leiber verstümmeln und zerfetzen?

Es gibt kein Land der Welt, das so bespickt ist mit Kaiser- und Kriegsdenkmälern, mit (Ab-) Schlachtgemälden, mit Fahnen und Uniformen und Orden – wie das «friedliche» Deutschland!

In Berlin gibt es ein ganzes grosses «Zeughaus», wo all das viele Zeug ausgestellt ist, das zu allen Zeiten – von Otto dem Faulen bis zu Adolf dem Gröszenwahnsinnigen – zum Menschenmorden benötigt wurde.

Warum nicht ein Haus des Friedens, das unsere Kinder frühzeitig unterrichtet, wie schrecklich der Krieg ist und wie schön das Leben sein könnte, wenn die Menschen endlich aufhören würden, sich gegenseitig zu hassen und zu töten!

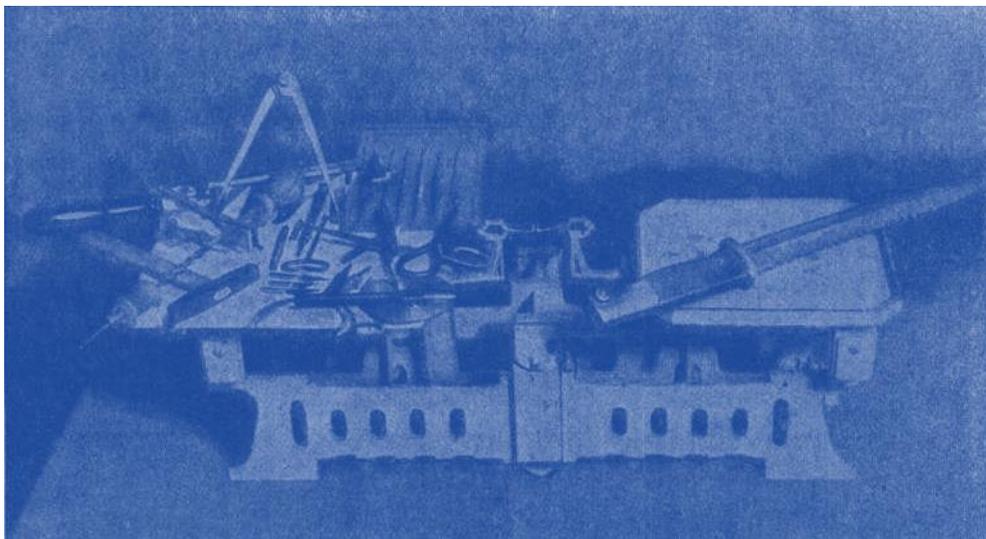
Die Staatsmänner haben nicht begriffen, was Kinder erkannten. In einem Schulaufsatz (veröffentlicht im «Berliner Tageblatt» vom 28. Januar 1930) schreibt ein kleiner Schüler nach dem Klassenbesuch des «Zeughauses» und des «Anti-Kriegs-Museums» in einem Schulaufsatz:

«Am Montag gingen wir zum ‚Anti-Kriegs-Museum‘ und zum ‚Zeughaus‘. Auf dem Hofe des ‚Zeughauses‘ waren grosse Kanonen. Dort sahen wir auch eine Granate der ‚dicken Berta‘, die 42 Zentimeter Durchmesser hat. Vom ‚Zeughaus‘ bis Babelsberg reicht die Schussweite einiger Kanonen, deren Granaten 5’500 Splitter geben. Der Bau der Kanonen ist etwas eigenartig. Auf dem Hofe sind nur wenige Kanonen vom Weltkrieg. Vom Weltkrieg ist sonst nicht viel vorhanden, dagegen aus dem Mittelalter und aus den Kriegen der folgenden Jahrhunderte.

Dann gingen wir zum ‚Anti-Kriegs-Museum‘.

Wir staunten, dass es so klein ist, wo doch das ‚Zeughaus‘ so gross ist. Dafür hat der Staat Geld; aber nicht für ein ‚Anti-Kriegs-Museum‘. Dort sahen wir Bilder von Soldaten, die Granatsplitter ins Gesicht bekamen oder deren Körper getroffen und dadurch entstellt wurden. Auf einem Tisch war eine Waage, die auf der einen Seite ein Seitengewehr und auf der anderen nützliches Werkzeug zeigte.

Dies war ein Vergleich, der uns zeigt, wieviel nützliches Handwerkszeug man aus einem einzigen Seitengewehr herstellen könnte.



An den Wänden hingen Bilder, auf denen man sah, was für ein Elend die Mütter und Kinder im Krieg litten. Dann erzählte uns der Lehrer, dass der Inhaber des ‚Anti-Kriegs-Museums‘, der Schriftsteller Ernst Friedrich, schon im Gefängnis sass wegen seiner Anti-Kriegsreden und -Schriften. Im ‚Anti-Kriegs-Museum‘ bekamen wir erst einen Begriff, wie der Krieg in Wirklichkeit aussieht.»

Dass dieses Friedensmuseum eine Existenzberechtigung in einem Friedensstaat hatte, leuchtete den Reaktionären allerdings nicht ein. Zwar heisst es im Artikel 148 der deutschen Verfassung:

«*In allen Schulen ist sittliche Bildung, staatsbürgerliche Gesinnung, persönliche und berufliche Tüchtigkeit im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerversöhnung zu erstreben.*» In der «Deutschen Verfassung» steht auf der ersten Seite, an erster Stelle, wörtlich Folgendes:

«Das deutsche Volk ist von dem Willen beseelt, dem inneren und äusseren *Frieden zu dienen.*»

Das deutsche Reich hätte daher – als *erstes* unter den Völkern der Welt – die höchst ehrenvolle Aufgabe, wenigstens *ein* Friedensmuseum zu errichten und dafür eines von den tausend Kriegsdenkmälern, die in Deutschland wie Pilze aus der Erde schiessen, weniger aufzustellen.

Es gäbe doch wahrlich kein schöneres Gedenken und keine grössere Ehre für die dem wilhelminischen Grössenwahnsinn nutzlos geopfert Helden, als etwa die Hergabe eines kaiserlichen Schlosses für die Errichtung eines «Anti-Kriegs-Museums».

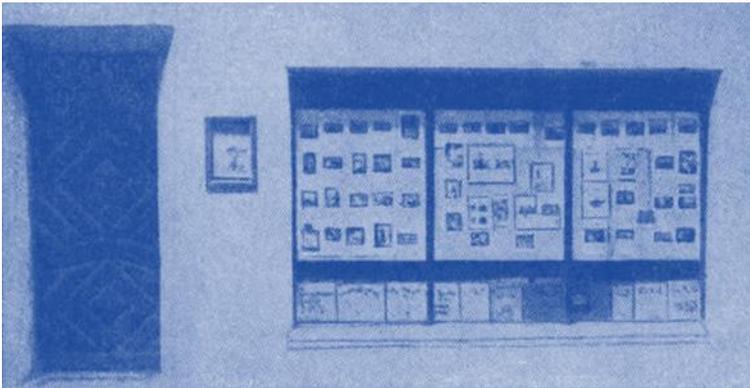
Das wäre in Wahrheit das herrlichste, das schönste «Reichsehnenmal», das man errichten könnte.

Ein solches Friedensmuseum im Herzen Deutschlands würde aller Welt verkünden, dass es dem deutschen Volke wirklich ernst ist mit den Friedensbeteuerungen, dass das deutsche Volk von dem Willen zum Frieden *beseelt* ist! Aber Deutschland ist das Land der unbegrenzten Widersprüche. Was die Verfassung in einem Artikel verspricht, hebt ein anderes Gesetz wieder auf.

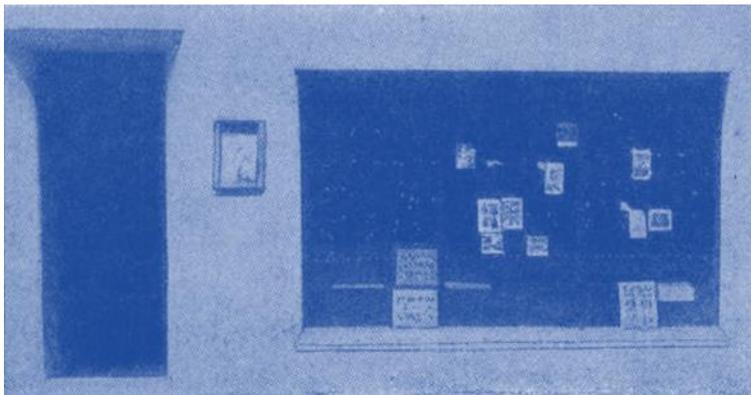
Was eine Behörde belohnt – bestraft die andere.
Was heute erlaubt ist – morgen ist es verboten!
Haupttätigkeit jedes deutschen Staatsbeamten – vom Polizisten bis zum Minister – ist das Fischen nach Paragraphen in uralten Gesetzbüchern und das Erfinden neuer Gesetzesschlingen.
Jeder rechtschaffene deutsche Staatsbürger ist den Behörden hierbei «nach bestem Wissen und Gewissen» behilflich. Schliesslich lebt das ganze Volk vom Halten und Übertreten der alten und neuen Gesetze.
Wer eine Anzeige unterlässt – wird bestraft.
Wer eine Anzeige erstattet – ist Denunziant.
Kein Mensch kennt sich richtig aus.
Die deutschen Staatsbürger leben mehr von Gesetzen und Paragraphen als von Brot und Milch.
Wer zuerst einem andern seine Gesetzesschlinge um den Hals geworfen hat, kann sich eine Prämie auf dem nächsten Polizeirevier holen.
Nirgends auf der Welt gibt es so viel Polizisten und Gerichtsvollzieher, so viel Gerichtsschreiber und Staatsanwälte, so viel Gerichtsgebäude und Gefängnisse, Zuchthäuser, Arbeitshäuser und Zwangserziehungsanstalten wie in Deutschland.
Der deutsche Bürger kennt nur «Befehle» und «Verbote».
Er ist gut paragrafiert und exerziert, diszipliniert und militarisiert. In diesem Lande – unter diesen Menschen – ein «Anti-Kriegs-Museum» zu errichten und zehn Jahre lang aufrecht zu erhalten, das war eine verdammt kitschliche Sache. Das kostete viel Schweiß und Geld und noch mehr Nerven.
Das erforderte mit der Zeit zwei Büros für den Direktor: eins im Museum und eins im – Gefängnis.*
Kaum hatte das Museum seine Pforten geöffnet, als die Polizei anrückte:
«Die öffentliche Ausstellung von Bildern gegen den Krieg erregt in Deutschland öffentliches Ärgernis.»

* Ein Gesinnungsfreund, der einmal zu mir ins Gefängnis kam, begrüßte mich mit den Worten: «Sitztst du *noch* oder *schon wieder*?»

Zwei Kriminalbeamte erschienen. Sie forderten die Beseitigung der pazifistischen Bilder aus dem Schaufenster.



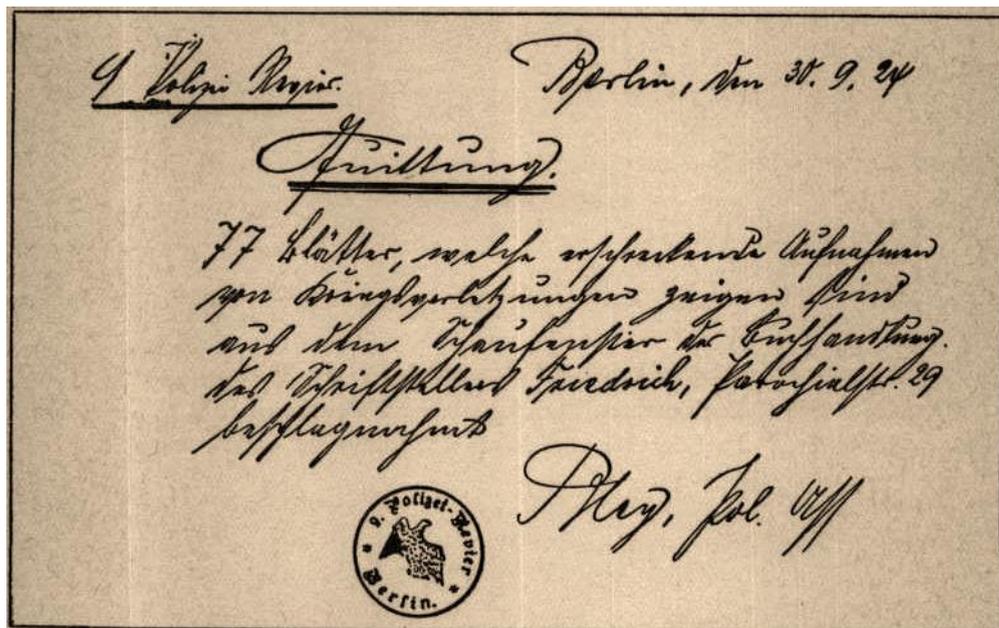
Ich weigerte mich, berief mich auf Paragraph 148 der Verfassung. Umsonst. Die Polizeibeamten beriefen sich auf Paragraph 179, Absatz IIIb, des Polizeigesetzes vom Jahre 1870 oder so.



Als ich die Bilder nicht freiwillig entfernte, holte man uniformierte Polizisten zur Verstärkung und nun wurden die Photos gewaltsam, mit dem Bajonett, heruntergerissen.

(Man sieht noch deutlich die kleinen, weissen Papierfetzen der abgerissenen Bilder.)

Die deutsche Polizei ist tüchtig, gründlich, korrekt.
Mal hersehen!
Hier die «Quittung»:



Nach dieser ersten, für die Wiederherstellung von «Ruhe und Ordnung» bedeutenden und siegreichen Verteidigungsschlacht (die Deutschen «verteidigen» sich *nur*) auf den papiernen Angriff (die Deutschen sind *immer* die «Angegriffenen») des Friedensmuseums, galt es die zweite «Verteidigungsschlacht» zu schlagen.

Die gesuchte Gelegenheit fand sich sehr bald: Das *Schild* am Eingang des Friedensmuseums!

Ha! Das war wieder eine Gelegenheit zum polizeilichen Einschreiten.

Auf diesem Schild hatte ich nämlich vermerkt, dass die Besucher des Museums einen kleinen Unkostenbeitrag entrichten müssen. In meiner bekannten Vorliebe für Soldaten sollten diese freien Eintritt haben! Das Türschild sah also so aus:

Eintritt:
Für Menschen 20 Pfg.
Für Soldaten frei!

Der Reichswehrminister aber nahm mir diese uneigennützigste Liebe für seine Gesellen sehr übel. Er lief zum Staatsanwalt, der mich schon aus früheren «geschäftlichen Beziehungen» sehr gut kannte.

In Anerkennung meiner Verdienste um den deutschen Militarismus «erhielt» ich denn auch eine Geldstrafe von 100 Mk. wegen Beleidigung der Reichswehr! Mein guter Bekannter, der Paragrafenreiter, behauptete, ich habe damit, dass ich annoncierte: «Eintritt für *Menschen* 20 Pfg. und für *Soldaten* frei!», einen *Gegensatz* zwischen Menschen und Soldaten feststellen wollen. Ich habe damit sagen wollen – so schlussfolgerte er weiter –, dass Soldaten *keine Menschen* sind.

Nun: der Staatsanwalt, *mein* Staatsanwalt, muss es ja wissen!

Im Laufe der mehr als zehn Jahre, da ich das Friedensmuseum leitete, und im Laufe der mehr als zwanzig Jahre, da ich für die Sache des Friedens wirkte, wurde ich bald zu einer «vielbegehrten» Persönlichkeit auf dem Polizeipräsidium, das mich wohlwollend an das Gericht weiterempfahl, und dieses wiederum schickte mich oft – mit einer Empfehlung – ins Gefängnis.

Das fasste ich dann sozusagen als meine «Dienstzeit» für die Sache des Friedens auf. Manchmal war ich allerdings der Meinung, dass meine Dienstzeiten *zu lange* dauerten und dass ich *zu oft* «einberufen» wurde.

Die Gefängnisse und Festungen hatten später keinen Anreiz mehr für mich, obwohl ich es gut verstehen konnte, dass mich eben *jede* Regierung einmal als Staatspensionär zu Gaste haben wollte.

Unter Wilhelm, Ebert, Hindenburg und Hitler habe ich «gesessen». Mein Bedarf war gedeckt!

Kein totes Museum . . .

. . . eine lebendige Friedenszentrale!

Da ich keiner politischen Partei oder Organisation angehöre, vertrete, ich auch keinerlei andere Interessen als die des Friedens.

In dem Programmheft des Museums hiess es ausdrücklich:

«Es kann und darf nicht Aufgabe des ‚Anti-Kriegs-Museums‘ sein, für oder gegen bestimmte Parteien oder Organisationen Stellung zu nehmen, einer solchen Vereinigung sich anzuschliessen oder sich gar von ihr abhängig zu machen.»

Wie im Krieg alle Waffengattungen verwendet wurden, wie man Infanterie und Artillerie zum «erfolgreichen» Menschenmorden einsetzte, wie man sich zu Lande und zu Wasser, in der Luft und unter der Erde mit Spezialtruppen und den verschiedensten Mordwerkzeugen gegenseitig nach dem Leben trachtete, so müssen auch die Gegner des Krieges mit *allen* Freunden des Friedens gemeinsam das schrecklichste Verbrechen: den Menschenmord, bekämpfen.

Mit *allen* Kriegsgegnern!

Mit *allen* Mitteln und Methoden!!

Die katholischen Friedensfreunde gehen mit nicht weniger Begeisterung an die Bekämpfung des Krieges wie die Sozialisten, Evangelisten und Juden: alle sind sie als Mitstreiter für die Erhaltung des Friedens willkommen!

Ob von der Kanzel oder vom Vortragspult, ob im Talar oder in der Bluse, Männer oder Frauen: *alle*, die daran interessiert sind, dass ein neuer Massenmord verhindert wird – alle sind Kampfgefährten im Krieg gegen den Krieg!

In den öffentlichen Vorträgen des Museums sprachen daher auch die Vertreter aller politischen und religiösen Richtungen. Es wurden sogenannte «offene Abende» veranstaltet. Kriegsgegner aus den verschiedensten Lagern kamen, um friedlich miteinander zu diskutieren. Der Rede eines katholischen Priesters folgte die Rede eines sozialistischen Genossen. Ein Rabbiner erhielt das Wort zu freier Rede ebenso wie ein Marxist.

«*Keiner Partei – nur dem Frieden dienen!*» das war der Leitspruch bei allen Veranstaltungen.

«Das ‚Anti-Kriegs-Museum‘ möchte lediglich ein Sanatorium sein, das die Menschheit durch die Höhen-sonne des Friedens von der Kriegspest heilen will.»

Das Museum wollte den «Vergessmaschinen» immer wieder in Erinnerung bringen, was für ein schreckliches Verbrechen der Krieg war.

«Kriegsteilnehmer» – heisst es in der Programmbroschüre des Museums – «vergesst das letzte Massenmorden nicht; kommt in das ‚Anti-Kriegs-Museum‘, seht euch alles an und erinnert euch, wie ihr in der Lehm jauche des Schützengrabens eure Leiber aufgeschwemmt habt. Seht euch an, wie ihr die Leiber eurer Mitmenschen zerfetzt und zerrissen habt. Seht euch an die Photographien und Plastiken der Schwerkriegsverletzten, die heute noch (bedenkt: heute noch) in den Lazaretten zemäht und zerschnitten und künstlich ernährt werden müssen, und von denen viele mehr als 40 (vierzig) Operationen bereits hinter sich haben.

Seht euch an die Pferdefleisch- und sonstigen Lebensmittelkarten, mit denen ihr «durchgehalten» habt.

Ihr Kriegsteilnehmer: seht euch das alles an und erinnert euch, aber auch ihr anderen und ihr, die ihr nicht draussen wäret, um auf dem Schlachtfeld zu verrecken, insbesondere ihr jungen Menschen: kommt und seht euch an, was im zwanzigsten Jahrhundert möglich war und nie mehr sein darf! Ihr alle, die ihr kommt und die ihr nicht kommt, ihr habt den traurigen Mut gehabt, Menschen zu morden oder den Menschenmord zu dulden, kommt und habt den Mut, eure eigenen Schandtaten anzusehen!

Wenn ich auch nicht die Hoffnung habe, dass jemals im ‚Anti-Kriegs-Museum‘ die Hauptverbrecher des Krieges ihren Verbrechen gegenübergestellt werden, so wird doch der konsequente Friedensgedanke, der von diesem Museum ausgeht, mit dazu beitragen, dass die Menschheit endlich, endlich von der Kriegspest völlig geheilt wird.»

Aber nicht nur abschreckend gegen den Krieg sollte das «Anti-Kriegs-Museum» wirken.

Es war auch eine bedeutende Sammlung historischer Gegenstände – da fehlte nichts: angefangen von den ersten kleinen Fliegerpfeilen bis zur grössten Granate; von den Holzschuhen, Papierstoffen bis zum kriegsbemalten Taschen-

tuch. Selbst das schwarz-weiss-rote Toilettenpapier (Marke «Siegreich») fehlte nicht. Eine Aufzählung aller Kriegsdokumente würde allein ein ganzes Buch füllen.

Auf Vortragsreisen im Ausland sammelte ich neues Material.

Anti-Kriegsbücher, in fast alle Sprachen übersetzt, enthielten Aufrufe zur Sammlung und Zusendung von immer mehr Dokumenten. Aus der ganzen Welt: aus Europa, aus Amerika, selbst aus China und Afrika, brachte die Post fast täglich Neuerwerbungen und Sympathieschreiben. Die friedensfreundlichen Zeitungen im In- und Ausland druckten Artikel und Aufrufe für den Ausbau und die Unterstützung des Museums.

Dankbar erinnere ich mich, dass fast die gesamte deutsche demokratische und republikanische Presse und selbstverständlich auch die Arbeiterzeitungen – vor allem in Berlin – immer wieder auf das Museum und meine Vorträge und Veranstaltungen hinwies.

Pressephotographen und Kinofirmen sorgten für illustrierte Berichte. Einige Blätter brachten sogar – wie die demokratische «Berliner Volks-Zeitung» – auf der ersten Seite Bilder vom Museum.

15. Oktober 1925.



Eine Ecke im Berliner
,Anti-Kriegs-Museum.'

Nicht nur historische Dokumente wurden gezeigt. Einen breiten Raum nahm die statistische – und noch mehr die pädagogische Abteilung ein.

Es ist billig, immer nur zu sagen, dass die Kinder sich nicht mit Kriegsspielzeug beschäftigen sollen, dass die Eltern keine Kriegsbilderbücher kaufen dürfen usw. Viel wichtiger ist es, den Kindern positives Spielzeug, ja mehr noch: *pazifistisches* Spielzeug in die Hände zu geben.

Wichtiger als die Verneinung ist die Bejahung!

Sagt den Kindern weniger, womit sie *nicht* spielen sollen (sie tun es dennoch); sagt ihnen vielmehr, *womit* sie spielen sollen.

Wenn wir dem Kind besseres, schöneres, interessanteres (Friedens-) Spielzeug reichen, dann wird es freudig danach greifen, damit spielen – und der Frieden hat seinen ersten Sieg im Herzen des Kindes verankert.

Mein ganzes Sinnen war daher darauf gerichtet, pazifistisches Kinderspielzeug zu entwerfen und in einer Fabrik herstellen zu lassen. Aber leider hatte ich zur Ausführung eines grösseren Postens – um billig herstellen zu können – nicht genügend Betriebskapital. Der Hausumbau hatte meine gesamten Ersparnisse aufgebraucht. So blieben diese Ideen zunächst unausführbar.

Kürzer war der Weg zu den Kinderherzen durch die Gründung einer «*Pazifistischen Kindergruppe*». Es waren manchmal an die hundert Kinder, mit denen ich in dem nahegelegenen Park Spiele veranstaltete, denen ich leichte Vorträge hielt. In meinem Buch «Proletarischer Kindergarten» schreibt ein Junge, wie es in einer solch pazifistischen Kinderversammlung zuging:

«Schon früh um 7 Uhr wimmelte es vor der Haustür zum Kinderheim und endlich, um 9 Uhr, begann die Versammlung. Als Redner erschien John S. Stephens aus England.

In einleitenden Worten vom Kinderfreund Friedrich gedachten wir des vergangenen grausamen Krieges, an die Verhetzung der Menschen gegeneinander zum Brudermord und an die Not und das Elend, das über die armen Kinder und ihre Eltern und Geschwister hereingebrochen ist. In den Schulen wurde der Hass gepredigt gegen unsere Menschenbrüder in



Kleine Ursache – grosse Wirkung.



Erst das Spiel – dann die Hölle.

Viele Tausend derartiger Postkarten wurden vom Museums-Verlag herausgegeben.

KINDER-BIBLIOTHEK

KINDER-BIBLIOTHEK

KINDER-BIBLIOTHEK

Ernst Falkenhahn, Berlin, 1934



Das Haus des Friedens

LIEBE KINDER!

Ich bin immer sehr traurig, wenn ich
sehen darf, wie leidenschaftlicher Welt, denn
die sind gar nicht wahr, sondern gelogen.
Und man soll doch nicht lügen!
Auch die Heldengeschichten vom Krieg
sind nicht wahr, denn im Krieg werden
Menschen getötet.

Und man soll doch nicht lügen!
Ich will Euch auch von Indianern und
vom Krieg erzählen, aber nur solche Ge-
schichten, die wirklich wahr sind und nur
solche Geschichten, die von der Liebe zu
den Menschen erzählen.

Denn wir sollen alle alle gut sein!
Schreibt mir bitte mal, ob Euch meine
Geschichten gefallen.

Ich liebe Euch
und grüße Euch

ERNST FALKENHAHN
Er ist der
Erfinder des Friedens des
Krieges und der Liebe
und der C. 2. Parochialstr. 29

Selbst diese »Kinder-Bibliothek«
hat Hitler verboten

... konnte ja nicht wissen, was die

BITTE

liebe Kinder, rafft keine Blumen ab, die im
nächsten Augenblick wegwachsen. Haltet sie
nicht zerdrückt, denn soll sie nicht zer-
drücken, sondern geht ihnen gegen frisches
Wasser. Und man soll fröhlich sein. Man
soll auch nicht lügen, denn bricht keine
Zweige ab, denn sonst gibt es im Herbst
weniger Kirschen und Äpfel und Birnen und
Pflaumen. Das ist meine Bitte.

AN ALLE KINDER

Und seid lieb und gut auch zu allen denen,
die mit Euch spielen. Glaubt keine
Tiere. Auch Hunde und Katzen sind im
Friede der Menschen und sollen der
Freude im Tiere sein. Seid gut zu allen
Said gut, Kinder! — Auch untereinander
gilt es immer.

FRIEDEN HALTEN!

Zankt Euch nicht. Ihr sollt nicht mit
Bleischüssen und anderen tödlichen Waffen
spielen.

England und diese als unsere Todfeinde bezeichnet. Nun aber kommt so ein Engländer nach Deutschland, um viele Grüsse von den englischen Kindern zu bestellen und zu sagen, dass diese keine Feinde, sondern Freunde der deutschen Jungens und Mädels sind.

Dann sprach John S. Stephens und bestätigte alles, was Freund Friedrich gesagt hatte und erzählte, dass viele, viele Engländer, ebenso wie er selber, den Kriegsdienst verweigert haben und lieber in die Gefängnisse gegangen sind als in den Krieg. Viele haben jahrelang im Kerker leiden müssen, viele sind gestorben an den Leiden.

Sie wollten nicht auf die Deutschen schiessen!

«Wir sind doch alle Brüder und Schwestern und keine Feinde! – wollen uns lieben und einander helfen und dafür sorgen, dass ein Krieg nicht mehr kommen kann...»

Gespannt lauschten die Kinder auf die Botschaft aus England. John Stephens hatte noch eine Überraschung: die englischen Freunde schickten uns nicht nur die Grüsse, sondern auch etwas für den Magen. Unter allgemeinem «Ahhh.. .!» wurde nun Konfekt verteilt und jedes Kind bedacht.

«Na und was werdet ihr den englischen Kindern sagen?» fragte Freund Friedrich.

Viele kleine Patschen erhoben sich auf einmal.

«Wir wollen die englischen Kinder schön grüssen lassen,» sagte ein kleiner Kerl und lutschte an seinem Bonbon.

«Wir wollen den englischen Kindern auch was schenken,» rief ein Mädel. Und ein grosser Junge sagte: «Wir wollen mit den englischen Kindern einen Bund gründen.» «Möchtet ihr das alle?» fragte Freund Friedrich.

«Jaaaa!» brüllte die ganze Versammlung.

Stephens lachte und versprach, den englischen Kindern alles wieder zu sagen, was er hier gehört hatte. Als er dann «Auf Wiedersehen!» sagte, drängte sich alles um ihn, drückte ihn, schüttelte ihm die Hand. Fast hätten sie ihn umgerissen.

Wie aber werden sich die englischen Kinder freuen, wenn sie von der pazifistischen Kinderversammlung in Berlin hören werden.»

Der «Proletarische Kindergarten» erlebte zwei Auflagen von insgesamt 20'000 Exemplaren. Einige «Gemeinschaftsschulen» (später von Hitler aufgelöst) benutzten dieses Buch für ihren Moralunterricht.

Um aber auch an die Ärmsten der Armen heranzukommen, wurde später eine «Kinderbibliothek» gegründet, deren einzelne Bände nur fünf Pfennig kosteten. Die äusserliche Aufmachung dieser «Kinderbibliothek» entsprach dem Geschmack der Kinder an Abenteuergeschichten. Ein buntfarbiges Indianerbild auf der Titelseite lockte zum Kauf.

Auch der Inhalt enttäuschte nicht. Es waren recht interessante Geschichten, nur dass die Tendenz eben keine kriegerische, sondern eine friedliche war.

Leider fehlte es auch hier am nötigen Geld, so dass Massenaufgaben nicht gedruckt werden konnten.

Grösseren Umsatz hatten die sogenannten «Pfennig-Flugblätter». Im Laufe der Jahre wurden viele hunderttausend Exemplare verteilt und in Holland, Schweden und Österreich nachgedruckt. Der Erfolg war ein ganz grossartiger. Auch für mich persönlich – beim Staatsanwalt: Für das Pfennig-Flugblatt «Was klagst du, Soldat?» erhielt ich zweimal je drei Monate Gefängnis. Das ist bezeichnend für die Rechtszustände in der *Republik* Deutschland, denn in der *Monarchie* Holland durfte dieses antimilitaristische Gedicht ungestraft gedruckt und verbreitet werden!

Besonders das Weihnachtsflugblatt «Weihnachten naht!» wurde in Riesenaufgaben gedruckt und vor den Warenhäusern, auf Strassen und in Häusern verteilt.

Der Gedanke, der dem Pfennig-Flugblatt zugrunde lag, war der, dass die Verteiler diese Druckschriften selbst bezahlten. Pro Stück kostete einen Pfennig. Wenn also jemand 100 solcher «Pfennig-Flugblätter» bestellte, so zahlte er dafür eine Mark.

Damit wurde zweierlei erreicht: erstens finanzierten die Verteiler *selbst* den Druck der Flugschriften und zweitens brachten sie auch ganz bestimmt jedes Flugblatt «an den Mann», denn jedes Blatt kostete ja einen Pfennig, der aus der eigenen Tasche des Verteilers bezahlt werden musste.

Ein ähnlich guter Erfolg war der Druck antimilitaristischer Postkarten. Diese Postkarten erfreuten sich so sehr allgemeiner Beliebtheit, dass auch Postkartensprüche bei allen sich bietenden Gelegenheiten (Ostern, Pfingsten, Weihnachten, Neujahr etc.) herausgegeben wurden. Zum Beispiel folgende «Neujahrs-Karte»:

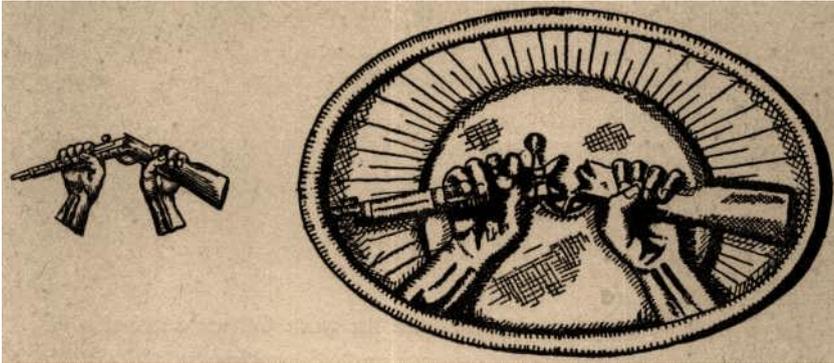
Prosit Neujahr

Gleich wie Ihr Eure Gläser erhebet —
So erhebet auch Eure Herzen.
Und wie Ihr Euch sorget um ein volles Glas —
So sorget Euch auch um ein Herz voll Liebe.
Der Mund, der heut' Glück und Segen wünscht —
Möge er nie Haß und Feindschaft wünschen!
Die Hände, die heut' die Gläser umfassen —
Mögen Sie nie ein Gewehr umspannen.
Wenn das neue Jahr besser werden soll —
Müssen wir Menschen besser werden.
Drum laßt uns Glas und Herz erheben:
„Prosit Neujahr!“ — „Prosit Menschheit!“

Ernst Friedrich

Sodann brachte der Museums-Verlag sogenannte «Anti-Mordabzeichen» heraus: zwei Hände, die ein Gewehr zerbrechen. Diese Anti-Mordabzeichen erschienen in allen möglichen Variationen. Als grosse Rune für Mädchen, als Gürtelschloss für Jungens, als Abzeichen und als Krawattennadel. Diese Anti-Mordabzeichen verbreiteten sich so sehr, dass ich nicht überrascht war, selbst im Ausland, besonders in der

Schweiz, viele dieser Abzeichen an Blusen und Röcken wiederzufinden. Die verschiedensten pazifistischen Verlagsanstalten und Vereinigungen brachten auf eigene Faust solche Abzeichen heraus.



Um den Anforderungen aus allen Weltteilen: Kopien, Photos und Diapositive zu schicken, nachkommen zu können, wurde ein eigenes *Photoatelier* eingerichtet, das zeitweilig mit Hochdruck arbeitete. Leider fehlte es auch hier an Betriebskapital, denn die Besteller waren meistens kleine Friedensvereinigungen oder Privatpersonen, die wohl pazifistische Propaganda betreiben wollten, aber kein Geld für das Material übrig hatten. Das Friedensmuseum, so glaubten viele, müsse alles Propagandamaterial gratis liefern. Ich tat es auch, soweit ich dazu die nötigen Mittel hatte, und diese holte ich aus den Erträgen meiner Anti-Kriegs-Literatur, hauptsächlich aus dem in alle Welt Sprachen übersetzten, zweibändigen Werk: «Krieg dem Kriege».

Aber so gut auch hier die Einnahmen waren, das Museum verschlang täglich eine Menge Geld. Grosse Ausgaben waren nötig für Beleuchtung und Heizung, für Telefon und Porto und was dergleichen Dinge mehr sind. Neuerwerbungen des Museums, Bildereinrahmungen, Gipsabgüsse, immer neue Ausstellungskästen und Vitrinen – weil immer mehr Material hinzukam –, immer neue Umbauten – weil immer weniger Platz wurde –, all das verschlang im Laufe der Jahre enorme Summen.

Die bescheidenen Eintrittsgelder deckten nicht einmal die Ausgaben für elektrisch Licht und Heizung, und zu den regelmässigen Besuchern zählte schon längst der – Gerichtsvollzieher. Mehr als ein dutzendmal sind die Einrichtungsgegenstände gepfändet worden, und fast ebenso oft stand das ganze Grundstück unter Zwangsversteigerung. Jedesmal, kurz vor dem Zuschlag des Exekutors, gelang es, die Zwangsversteigerung wieder abzuwenden, aber die sehr hohen Versteigerungskosten machten bald wieder eine – neue Zwangsversteigerung notwendig.

Da mussten wieder Tausende meiner Bücher zu lächerlich billigen Preisen verschleudert werden, um weiter das «Anti-Kriegs-Museum» erhalten zu können. Meine Hilferufe blieben ungehört. Wohl gab der eine oder andere Friedensfreund einen kleinen Beitrag – aber es war nicht mehr wie jener Tropfen auf den heissen Stein...

Mehrmals musste das Museum «wegen chronischer Geldverlegenheit» geschlossen werden. Ich habe den wahren Grund der Schliessung nie verheimlicht.

Eines Tages, als meine SOS-Rufe wieder einmal ungehört blieben, setzte ich über das Museum die Notflagge in Gestalt eines riesigen Transparents, das ich quer über die ganze Vorderfront des Hauses hängte und worauf in dünnen Worten geschrieben stand:

Geschlossen wegen chronischer Geldverlegenheit!

Das «Berliner Tageblatt» schrieb am 28. Januar 1930:

Das Ende vom Anti-Kriegs-Museum wegen chronischer Geldverlegenheit.

An dem Haus in der Parochialstrasse 29, das seit Jahren als «Anti-Kriegs-Museum» eingerichtet ist, ist, wie ein Bild im letzten «Weltspiegel» zeigte, eine Tafel befestigt worden, die das traurige, aber ehrliche Bekenntnis trägt: «Geschlossen wegen chronischer Geldverlegenheit.»

Alle übrigen Berliner staatlichen und städtischen Museen, die auch an chronischer Geldverlegenheit leiden, werden durch öffentliche Zuschüsse erhalten,

das einzigartige «Anti-Kriegs-Museum», das mit den abschreckendsten Bildern und Dokumenten aus dem Weltkrieg, mit Mordwerkzeugen und militaristischem Kitsch angefüllt ist, muss daran glauben, da es von den spärlichen Einnahmen – zwanzig Pfennig pro Nase – nicht leben kann.

Gerade in diesen Tagen, da in London die Bevollmächtigten aller seefahrenden Mächte die Beschränkung der Seerüstung durchbrachten, fiel die Pforte des *ersten* kleinen Instituts ins Schloss, das mit offenen Waffen gegen die Kriegsgreuel zu Wasser, zu Lande und in der Luft kämpft.

Das kleine Haus in der Parochialstrasse hat schon viele Zwangsversteigerungen beim letzten Hammerschlag mit knapper Not überstanden. Jetzt ist es wieder einmal passiv; seine Aktiva – *der Inhalt* – ist von *unschätzbarem ethischem Wert* und müsste von den zahlreichen Friedensfreunden und Kriegsgegnern Deutschlands gerettet werden!

Die Pressephotographen erschienen sofort wieder, um zu photographieren, und die Zeitungen brachten Bilder von dieser traurigen Episode.

Infolge einer neuerlichen, grösseren Einnahme aus meinen Büchern und einem Darlehen zweier Gesinnungsfreunde konnte das Museum bald wieder geöffnet werden. Mit neuen Hoffnungen ging ich an die Arbeit. Die Atempause in der Jagd nach Subsistenzmitteln für das Museum wurde benutzt, um zur Gründung einer

«Gesellschaft der Freunde

des ersten internationalen Anti-Kriegs-Museums» aufzurufen. Diese Gesellschaft sollte durch ihre Mitgliedsbeiträge die laufenden Unkosten des Museums bestreiten helfen.

Wir dienen keiner Partei und keinem „Ismus“

Mitglieds-Karte

Nr.

für

Januar	Februar	März
April	Mai	Juni
Juli	August	Sept.
Okt.	Nov.	Dez.

Gesellschaft der Freunde
des I. Internationalen Anti-Kriegs-Museums E.V.

Mitgliedskarte der
Museums-
Gesellschaft

WIR DIENEN DER MENSCHHEIT

Dieser Gesellschaft traten Friedensfreunde als Einzelmitglieder und Organisationen als korporative Mitglieder bei. Freiwillige Beiträge von 1-5 Mk. pro Monat wurden gezahlt. Leider waren es nicht allzuviel Freunde, die sich bereit erklärten, monatlich einen finanziellen Beitrag zur Unterstützung des Museums einzusenden: einige Ortsgruppen der «Frauenliga für Frieden und Freiheit», einige Gruppen der «Sozialistischen Arbeiter-Jugend», Ortsvereine der «Deutschen Friedensgesellschaft», des «Bundes der Kriegsdienstgegner», eine religiöse Gesellschaft und einzelne Mitglieder brachten zusammen durchschnittlich etwa 80 Mk. allmonatlich auf. Eine sehr bescheidene Subvention für ein Museum, das ja kein «Geschäft» ist. Die Schulden und Aufgaben des Museums wurden immer grösser, sie gingen sozusagen Hand in Hand.

Da ich mich mit antimilitaristischen und künstlerischen Vorträgen *allen* Parteien und Organisationen zur Verfügung stellte, kam es vor, dass ich in einem Monat 34 Vorträge zu halten hatte, indem ich an den Sonntagen zweimal sprach. Es waren meist proletarische Parteien und Jugendorganisationen. Das bringt viel Freude, aber kein Geld ein. Es war auch für mich immer recht beschämend und bedrückend, wenn man mich für meine Vorträge «bezahlen» wollte. Ich bin eben kein Geschäftsmann und kein Bonze.

Auch bei Jugendweihen und – Beerdigungen musste ich sprechen.

So ging der Monat schnell um. Viel moralische Erfolge – aber keinen Mammon! Zinsen und Steuern mussten bezahlt werden. Der Gasman kam und wollte Geld. Der Kassierer vom Elektrizitätswerk hielt die Hand auf. Der Gerichtsvollzieher hatte jetzt auch «freien Eintritt» ins Museum. (Polizeistrafen wurden «abgesessen».)

Im Laufe der Jahre zog das «Anti-Kriegsmuseum» Freunde und Gegner gleichermassen an.

Zu meinen besten Freunden – die mit mir durch dick und dünn gingen – zählte die Jugend!

Eine eigene Zeitung, die «*Freie Jugend*», erschien jede Woche (später monatlich) und war in ganz Deutschland und Österreich, zum Teil auch in der Schweiz, verbreitet. In vielen Städten und Ortschaften schlossen sich die Leser zusammen.

Neben dem Kampf gegen Militarismus und Krieg galt der Kampf der «Freien Jugend» dem Alkohol und Nikotin. In Preussen, Sachsen, Rheinland und Westfalen waren diese «Freie-Jugend»-Gruppen ausserordentlich stark.

Eine vereinsmässige Bindung war allen verhasst. Es gab keinen Vorstand und keine Vereinsbeiträge – dafür aber freiwillige Opferbereitschaft und gegenseitige Hilfe. Trotz des Fehlens jedweder Vereinsmeierei waren die Jungs und Mädels so gut untereinander und miteinander verbunden, dass des öfteren grosse Bezirkstreffen veranstaltet wurden, wo Hunderte von Jugendlichen aus jeweiligen Bezirken und Provinzen zusammenkamen, um sich gegenseitig zu beraten und zu besprechen. Immer weitere Kreise der Jugend für den Frieden und gegen den Krieg konnten gewonnen werden.

Bei solchen «Bezirkstreffen» feierte die Solidarität ihre schönsten Blüten: für die Arbeitslosen und Lehrlinge sammelte man das Eisenbahngeld; es wurde gemeinsam im Freien gekocht und in Massenquartieren geschlafen. Nach ernster Beratung – auf irgendeiner Wiese – zog die bunte Schar, mit Geigen und Gitarren, barhäuptig und in Sandalen, durch die Strassen der Bezirksstadt, mit ihren Friedensgesängen die Spiesser aufschreckend. Auf dem Marktplatz wurde halt gemacht, eine Friedensrede gehalten und heimwärts ging's wieder.

Besonders gern wurden historische Kriegsstätten zu solchen Jugendtreffen ausgesucht. Gewaltig war das Erlebnis für alle Teilnehmer beim Sachsentreffen in Leipzig! Weit mehr als 2'000 Jugendliche gaben sich ein antimilitaristisches Rendez-vous am *Völkerschlachtdenkmal*. An dem Ort, der bisher nur Kriegervereinen als Treffpunkt vorbehalten blieb, an der Stelle, wo sonst nur Säbelgerassel zu vernehmen war, da trafen sich die begeisterten jungen Kriegsgegner und hielten eine Friedenskundgebung ab!

Selbst bei *Einweihungen von Kriegerdenkmälern*: überall waren junge Bur-schen und Mädels der «Freien Jugend» dazwischen und verkauften ihre Zeitschrift oder verteilten antimilitaristische Flugblätter – oft in patriotischer Aufmachung – unter den versammelten Kriegern.

In Horlitz-Flur (Bezirk Lausitz) belacht man heute noch die feierliche Einweihung des dortigen Kriegerdenkmals, bei der Ernst Friedrich – statt des verhinderten Hauptmanns a. D. – sprach. Naturgemäss war in Berlin – am Sitze des «Anti-Kriegs-Museums» und der Redaktion der «Freien Jugend» diese antimilitaristische Jugendbewegung am stärksten! Hier konnte man ohne Übertreibung von einer Massenbewegung sprechen. Riesige Versammlungen in den grössten Sälen Berlins waren oft überfüllt.

Auch in der Reichshauptstadt wurden mit Vorliebe militaristische Gedenkstätten als Versammlungsorte ausgesucht. Auf ehemaligen *Exerzierplätzen* fanden regelmässige Sonnenwendfeiern statt, die oft von Zehntausenden besucht waren. Junge und Alte, Männer und Frauen aus allen Stadtteilen strömten alljährlich in der Nacht vom 21. zum 22. Juni auf die durch Flugzettel bekannt gegebenen Treffpunkte. Als ein solcher Treffpunkt infolge polizeilichen Verbots *ausserhalb* Berlins gelegt werden musste (auf den Turnplatz des Arbeiter-Sportvereins «Fichte» in Treptow), da sah man abends auf der Chaussee eine wahre Völkerwanderung. Auf dem Rückweg formten sich die Massen zu einem Demonstrationzug, der bis in die Nähe des «Anti-Kriegs-Museums» durchgeführt wurde, bis die Polizei, die im Alarmzustand lag, den Zug auflösen *wollte*. (Die jugendlichen Kuriere hatten rechtzeitig «Wind» bekommen, und ehe die Polizei für Unruhe und Unordnung sorgen konnte, hatte sich der Demonstrationzug von selbst aufgelöst.)

Neue Ideen sollten neue moralische und finanzielle Erfolge bringen. Immer neue Kreise wurden erfasst. Freunde und Gegner!

Antimilitaristisch-künstlerische Veranstaltungen in den schönsten Vortragssälen Berlins erfassten ein *künstlerisch* interessiertes Publikum. Der «Meistersaal» war oft zum Platzen voll. Grössere Säle mussten gemietet werden: die Stadthalle in Berlin reichte oft nicht aus, um die Massen zu fassen.

Dabei war mein Hauptaugenmerk immer auf die Propaganda unter den Gegnern gerichtet. Jede politische Partei erfasst in der Hauptsache nur ihre eigenen Mitglieder und Freunde. Der Besuch der gegnerischen Versammlungen hat in der

Regel nur wenig Erfolg. Ich habe oft nationalsozialistische Versammlungen besucht und in der Diskussion gesprochen. In einer Massenkundgebung der Nationalsozialisten in den Musikerfestsälen in Berlin sprach ich einmal gegen die Ausführungen des Referenten Dr. Göbbels (des späteren Propagandaministers). Aber mehr als einen Augenblickserfolg erreicht man kaum – wenn man nicht mitten in seiner Rede niedergeschlagen wird – wie mir das oft genug passierte.

Nein, um an den Gegner mit nachhaltigerem Erfolg heranzukommen, bedarf es anderer Wege. Wie etwa jene Massenkundgebung, über die Kurt Grossmann, der Sekretär der deutschen «Liga für Menschenrechte» in der «Welt am Montag» u.a. berichtete:

«Er ist ein Mensch, reich an originellen Einfällen und Ideen. Einer seiner besten Einfälle war die Versammlung in der Stadthalle in der Klosterstrasse, die er während der Ruhrkampagne unter dem Titel «Die Schmach im Westen» zusammenrief. Der Saal war dicht gefüllt mit nationalsozialistischen Kreisen, die sich empören wollten, dass die Franzosen die Ruhr besetzt hielten. Sie waren gekommen, um aus Ernst Friedrichs Munde Anklagen gegen Greuel im Ruhrgebiet und Rheinland zu hören. Es darf verraten werden, dass sie nicht auf ihre Kosten gekommen sind, denn Ernst Friedrich sprach nicht von der Ruhrbesetzung, sondern vom Krieg im Westen und seine furchtbaren Greuel und der unterschiedlichen sozialen Lage der Bevölkerung Berlins, des Westens, gegenüber anderen Stadtteilen.»

Neben diesen grossen Kundgebungen, ausserhalb des Museums, fanden im Vortragssaal des eigenen Hauses regelmässig Diskussionsabende und Kurse statt, die sich allmählich zu einer *Friedensakademie*, zu einer «Anti-Kriegsschule» auswachsen sollten.

Schon einmal machte ich den Versuch mit einem Kreise junger Menschen, die mit mir in einer Kommune lebten. Der Gedanke, der dabei zugrunde lag, war der: die besten und begabtesten jungen Leute für die Friedensarbeit zu schulen. Nach Absolvierung eines Semesters sollten sie als Propagandisten nach allen Himmelsrichtungen hinausziehen, um der Welt den Frieden zu verkünden. Den Schülern dieser Friedensakademie musste während des Studiums ein Heim geboten werden. Die Lernenden durften während ihrer Ausbildung keine wirtschaftlichen Sorgen haben.

Es war geplant, die besten Lehrkräfte der internationalen Friedensbewegung heranzuziehen, um auf allen Gebieten des Friedens zu lehren. Alljährlich sollten eine Anzahl Friedenspioniere ausgebildet werden, die späterhin allen Ländern für unser schönes Ideal wirken konnten, ausgerüstet mit geistigen Waffen, mit einem gediegenen Wissen über Kriegs- und Friedensgeschichte aller Völker und Zeiten. Leider musste dieser Gedanke unverwirklicht bleiben, denn die böse Krankheit des Friedensmuseums: «chronische Geldverlegenheit» griff immer mehr um sich. Meine Bücher waren bald ausverkauft. Immer neue Auflagen wurden gedruckt, die ich immer wieder verschleudern musste, um laufende Geldmittel für die Erhaltung des Museums zu haben.

Die Errichtung einer *eigenen, modernen Buchdruckerei* sollte eine neue Geldquelle werden.

In der «Friedensdruckerei» wurden alle Arbeiten, auch für Kundschaft, ausgeführt. Von der Visitenkarte bis zur Herstellung umfangreicher Bücher, Massenaufgaben und Bilderdrucke: alles wurde gedruckt. War das Museum geschlossen, dann arbeitete ich an den Maschinen.

Eine neue antimilitaristische Wochenzeitung «Die Waffen nieder» wurde gedruckt, später kam allwöchentlich «Die schwarze Fahne» heraus, die zeitweilig eine Auflage von über 40'000 Exemplaren hatte. Es war geplant, sie als *Tageszeitung* erscheinen zu lassen. Zeitungshändler zogen in kleinen Kolonnen durch die Strassen, «Die schwarze Fahne» ausrufend.

Ein eigener «*Linker Zeitungsdienst*» («L.Z.») lieferte unsere Zeitungen an Strassenhändler und Kioske.

Die «Schwarze Fahne» war ein grosser Erfolg.

Auch beim Staatsanwalt.

Oft wurde sie verboten, beschlagnahmt; oft musste ich «sitzen».

Es ist ein Leitmotiv meines Lebens: aus allem Schlechten das Gute herauszusuchen!

Jede Bitternis hat den Keim des Süssen in sich, man muss nur suchen. Ich fand bald heraus, dass der Staatsanwalt für mich Propaganda machte und dass der Ge-

richtssaal sich vorzüglich für antimilitaristische Vorträge eignete. Die Akustik war gut, das Publikum aufmerksam.

Und wie süß war es, dem Ankläger ein Schnippchen zu schlagen. Hatte der Staatsanwalt einen Zeitungsartikel in der «Schwarzen Fahne» verboten, dann kam es auch gewöhnlich zur öffentlichen Gerichtsverhandlung. Meine Verteidigungsrede wurde zur Anklage. Ich las den inkriminierten Artikel vor, begründete meinen Standpunkt und meine Sekretärin stenographierte das Ganze, das später als Flugschrift oder Broschüre verteilt wurde, oder in der nächsten Nummer der «Schwarzen Fahne» veröffentlicht stand, ohne dass jetzt der Staatsanwalt etwas verbieten konnte, denn wortgetreue Berichte aus öffentlichen Gerichtsprozessen durften (nach früherem Gesetz) nicht verboten werden.

Das war das Gute: der Artikel in der Urfassung wurde zuerst verboten, jetzt aber – als wortgetreue Wiedergabe nach dem Gerichtsstenogramm – durfte er ganz ausführlich erscheinen und eine ausführliche Begründung dazu! Womöglich auch noch die Gegenrede des Anklägers – wenn sie interessant war.

Das regte an und auf: mich und den Staatsanwalt.

Konnte ich die Miete der Vortragssäle nicht mehr bezahlen – die Gerichtssäle gab es völlig kostenlos und ein paar Monate dazu!

Diese neuen Propagandamethoden wurden von der Presse viel kritisiert. Die Rechtspresse schimpfte, die Linkspresse lachte. Aber *alle* schickten sie ihre Pressevertreter zu meinen Gerichtsprozessen, berichteten – böse oder wohlwollend – je nachdem. Es standen mir sozusagen alle Zeitungen offen, die – oft in Leitartikeln und sensationellen Aufmachungen – meine Propaganda gegen den Krieg – gewollt oder ungewollt – unterstützten.

Für die Rechtspresse war ich natürlich immer der «Kommunist», obwohl ich *nie* Mitglied der kommunistischen Partei war, obwohl ich stets und zu allen Zeiten betonte, dass ich *keiner* Partei angehöre.

Die demokratische Presse sah meiner Tätigkeit wohlwollender zu. Helmuth von Gerlach schrieb in seiner viel gelesenen Montagszeitung:

«Von Natur völlig antiautoritär eingestellt, ist Ernst Friedrich sehr oft – weit über hundertmal – mit den Gesetzen in Konflikt geraten. Dabei verteidigt er seine Anschauungen mit einem trefflichen Fanatismus und hält die einfallreichsten Plädoyers. Die Staatsanwälte schätzen in ihm einen der anständigsten, überzeugungstreuesten politischen «Rechtsbrecher».

Vor einiger Zeit war er wegen Beleidigung der Reichswehrsoldaten – er hatte sie als Mörder beschimpft – angeklagt. Statt einer grossen Verteidigungsrede packte Ernst Friedrich aus einem mitgebrachten Paket ein Seitengewehr aus, welches noch die Säge enthielt, und bat den Staatsanwalt, ihm lediglich die Frage zu beantworten, ob nicht derjenige, der einem Mitmenschen dieses Seitengewehr in den Leib stosse, ein Mörder sei. Selbstverständlich hat diese Art der Verteidigung Ernst Friedrich nur insofern genutzt, als er die Achtung des Gerichtes erlangen konnte.

In der Abteilung IA hat er sich, wenn die Beamten zu seiner Verhaftung kamen oder ihn zwecks einer Haussuchung aufsuchten, bald Freunde erworben. Eine der reizendsten Geschichten ist, wie er aus zwei bärbeissigen Kriminalbeamten überzeugte Anarchisten machte. Diese beiden Beamten, die Stunden und Stunden bei Ernst Friedrich sassen und seinen Ideengängen zuhörten, haben ihren Dienst quittiert. Einer von ihnen ist ins Ausland gegangen. Diese kleine Szene zeigt, welch starke Persönlichkeit Ernst Friedrich ist.»

Die vielen Gefängnisstrafen aber verschlechterten die finanzielle Lage des Museums; denn während ich eingesperrt war, standen die Druckmaschinen still.

Nur die Wechsel liefen weiter.

Und sie liefen verdammt schnell!

Schneller als die Maschine...

Meine Radfahrer waren flink, aber die Gerichtsvollzieher waren flinker!

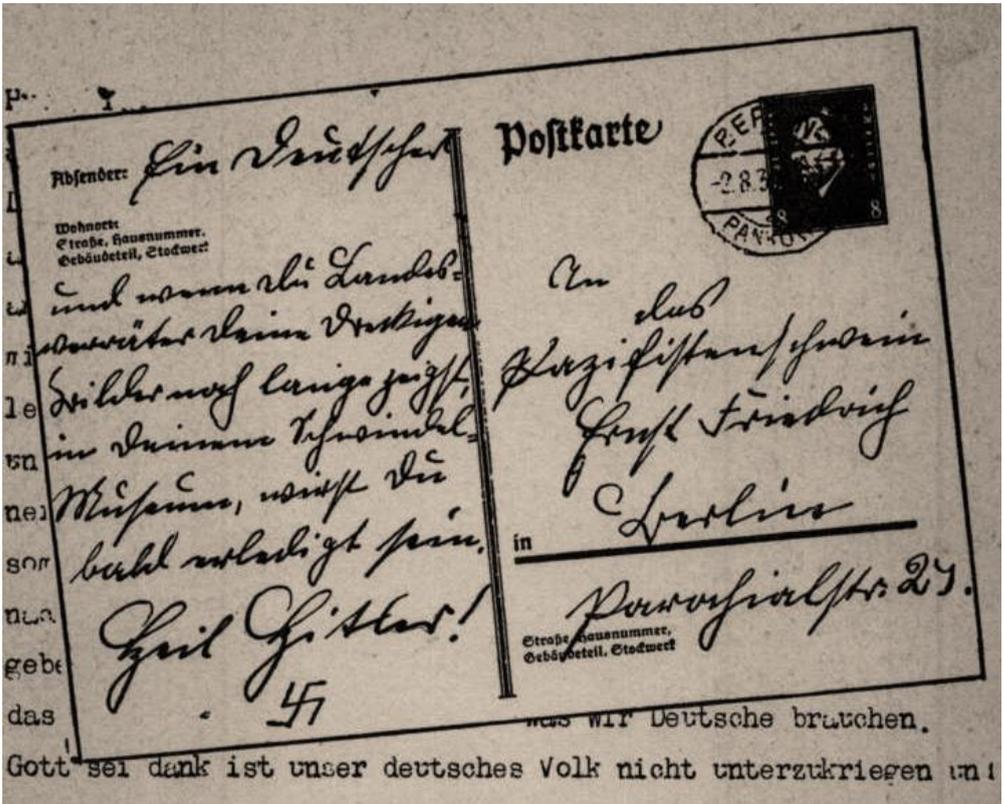
Die Zeit, die ich in den Gefängnissen verlor, versuchte ich nach meiner Haftentlassung wieder aufzuholen.

Ich betätigte mich als Museumsdirektor, Chefredakteur, Buchhändler, Maurer, Photograph, Referent, Laufbursche, Drucker, um nur einige Hauptberufe aufzuzählen, und war sozusagen Hand-, Kopf-, Hals- und Fussarbeiter.

Die grosse Druckmaschine war mit einem Anlegeapparat versehen und gestattete Tag und Nacht – ohne Pause – zu drucken. Wenn ich müde war, setzte ich mich im Druckersaal auf den Fussboden, mit dem Rücken an die Wand, und schlief ruhig ein, indessen die Maschine lief. Sie blieb mit lautem Knall automatisch stehen, wenn etwas nicht in Ordnung war. Ich erwachte dann, beseitigte die Maschinenstörung und weiter ging's: die Maschine lief wieder, ich schlief wieder, bis unten im Saal des Museums plötzlich die *Fensterscheiben* krachten.



Das waren die Nazis, die wieder einmal die Schaufenster einschlugen.



nenn die Stunde unserer Rache geschlagen hat, dann wirst Du auch drankommen! Du und Dein Hetzmuseum!! Kein deutscher Mann, keine deutsche Frau wird Dein Grab kennen. Du Lump wirst in eine Kiste gesteckt, mit Ratten zusammen, die Dich auffressen werden bei lebendigem Leibe.

Deutschland erwache!

Deutsches Volk, Dein Führer ist Adolf Hitler !!!

Oft brachte die Post derartige Drohungen.



**Wie die Nazi-Banditen den Kriegs-
Gegner Ernst Friedrich zurichteten**

nach dem Einsetzen starker Polizeikräfte konnte
Betrieb auf diesen Strecken wied.

Zeich
hent
ten
gege
vor
Lak
han
Jat

ov
Th
ih
Lb
o

Aus der demokratischen
»Berliner Volks-Zeitung«
vom November 1932.

Überfall auf das Antikriegsmuseum

Am 2. November gegen 5 Uhr nachmittags, also, bei hellem Tage, zogen etwa 30 uniformierte Nationalsozialisten am Antikriegsmuseum Berlin in der Parochialsirasse vorbei und rissen die weisse Friedensfahne herunter. Der Leiter des Museums, der bekannte Antimilitarist Ernst Friedrich, stellte die Banditen zur Rede und wurde von ihnen sofort mit Faustschlägen und Schlagringen niedergeschlagen. Dann trampelten die «Aufbauwilligen» auf ihm herum und zogen schliesslich ihres Weges. Friedrich war noch imstande, sich zu erheben und ihnen zu folgen, bis sie im Sturmlokal von Bergmann, Schillingstrasse 13, verschwanden. Da er vollständig mit Blut besudelt war, hätte die Polizei die Pflicht gehabt, der Sache nachzugehen. Einige Polizeibeamte, die Friedrich alarmierte und aufforderte, mit ihm in das Lokal zu gehen und die Schläger festzustellen, waren nur unter Zögern dazu zu bewegen. Wahrscheinlich hatten sie Wichtigeres zu tun, nämlich auf die streikenden Strassenbahner aufzupassen. Die gestohlene Fahne war natürlich inzwischen bereits zum Hinterzimmer des Lokals hinausgetragen worden. Es konnte aber wenigstens noch der Name des Sturmführers festgestellt werden. Das saubere Bürschchen heisst Otto Salzwedel und wohnt in der Weberstrasse 25.

Dieser junge Mann, der bei Kriegsausbruch ganze 6 Jahre alt war – er ist geboren am 14. Juni 1908 – erlaubt sich, mit solchen schuftigen Methoden gegen Antimilitaristen vorzugehen, obwohl er noch keine blasse Ahnung hat, wie volkszerstörend ein Krieg wirkt. Er soll sogar in Zeugengegenwart der Polizeibeamten gesagt haben: «Einer meiner Leute hätte genügt, um dich fertig zu machen.» Jedenfalls sieht so die deutsche Einigkeit aus, die man auf dieser Seite immer im Munde führt. Pfu! Teufel!

Die Arbeiter des Berliner Ostens werden auf diesen Burschen und sein Rollkommando ein besonderes Augenmerk haben, um ihm sein Handwerk zu legen.

Aus dem «Syndikalist», November 1932

Das Volk ist krank

Jeder gesunde Mensch lehnt eine Bevormundung ab.

Jeder vernünftige Mensch will selbständig denken und handeln. Kranke Menschen brauchen Vorschriften, lassen sich gern führen. Das deutsche Volk ist krank.

Millionen Schwache werden unterdrückt – Millionen Kranke trotteln *freiwillig* hinter ihrem «Führer» her, der denkt für sie, der schreibt ihnen vor, wie sie ihre Füße zu stellen haben, wie sie ihren rechten Arm erheben müssen, was sie sprechen sollen, wenn sie den Mund auf machen dürfen.

Kranke Menschen soll man nicht hassen, auch wenn sie noch so viel Schaden anrichten. Man soll sie heilen – isolieren schlimmstenfalls. So wenig wie ich den Staatsanwalt hasste, der die härtesten Gefängnisstrafen gegen mich beantragte (während die Richter im Beratungszimmer sassen, plauderte ich freundlich mit meinem Ankläger), so wenig wie ich dem Polizisten zürnte, der mich verhaftete, oder dem Gefängniswärter, der mich einsperrte: es waren ja alles Menschen, kranke oder um ihre Existenz besorgte Menschen, – so wenig hasste ich die Nazis!

So sehr ich für die Völkerverbrüderung wirke: so sehr liegt mir auch die Verbrüderung mit meinem *eigenen* Volke am Herzen.

Das eben unterscheidet meine ehrliche Friedensgesinnung von Hitlers unglaublichen Friedensbeteuerungen: *Hitler macht Friedensangebote an seine «fremdstämmischen» Feinde, aber seine eigenen Volksgenossen hasst er, wenn sie eine andere politische Gesinnung haben!*

Hitler reicht über die deutsche Grenze seine Hand zur Versöhnung, aber seinen deutschen Brüdern gibt er die Peitsche, wenn sie einen anderen Glauben haben!

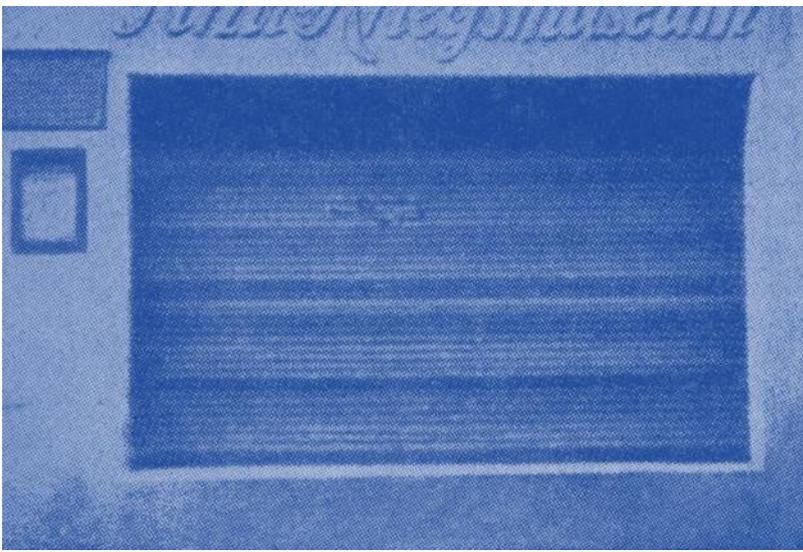
Ich kenne keine «Feinde» – weder jenseits noch diesseits der Grenzpfähle!

Ich kenne nur Menschen, nur Menschen; gesunde und kranke.

Die Nazis aber – vom Führer verführte, kranke Menschen – hassten mich!

Um meiner Liebe willen – hassten sie mich.

Ich fand bald keine Versicherungsfirmer mehr, die meine Schaufensterschei-



ben ver-
sicherten;
sie wurden
zu oft von
den Nazis
einge-
schlagen.

Ich
brachte
eine Roll-
jalousie an.

Die Nazis stachen mit dem Bajonett durch die Jalousie und demolierten Jalousie
und Scheibe!

Sie mischten sich in Zivil unter die Museumsbesucher und bewiesen, dass sie
auch gute Spitzbuben sein konnten; – es war ja unmöglich bei den oft stunden-
langen Besichtigungen, neben jeden Besucher einen Museumswächter zu stel-
len.

Persönlichen Schutz lehnte ich ab. Ich kannte ja keine Feinde, ich kannte nur
Gegner!

Mit vielen von ihnen lebte ich in gegnerischer Freundschaft, in freundlicher
Gegnerschaft.

Sah ich vor der Schaufensterscheibe braune Uniformen, so ging ich hinaus und
lud sie freundlichst zu einem Gratisbesuch des Museums ein. Ich führte sie
durch die Ausstellung, wir diskutierten – ich lieh oder schenkte ihnen Bücher
zum Abschied.

Sie gingen ohne Hass.

«Ja, wenn sie alle so wären wie *du* – »

«Sie sind *alle* so. Ihr müsst nur das Gute in *allen* Menschen sehen wollen.»

An Stelle der beiden Laternen, an der Hausfront, hingen ursprünglich ein deutscher und ein französischer Stahlhelm – als *Blumenampeln*. Auf dem deutschen Helm stand: «*Nie wieder*», auf dem französischen: «*Plus jamais*». Ein wirklich schönes Friedenssymbol!

Viele Strassenpassanten blieben stehen und betrachteten gedankenvoll diese beiden, nutzbringend verwendeten Stahlhelme, aus denen die schönsten Blumen blühten. «*Nie wieder!*»

Nur die Nazis ärgerten sich über dieses Friedenssymbol.

Wenn alle Stahlhelme als Blumentöpfe verwendet werden, dann gibt es ja keinen Krieg mehr!!!

Also rückten die Hitlersoldaten – des Nachts – mit langen Stangen vor das «Anti-Kriegs-Museum» und hängten den *deutschen* (!) Stahlhelm ab. Allerdings nur mit dem Erfolg, dass am Tage darauf ein anderer deutscher Stahlhelm am Eisenwinkel hing. (Den französischen Stahlhelm liessen sie stets hängen, womit die Nazis andeuten wollten, dass sie einverstanden sind, wenn die *Franzosen* «*Nie wieder*» Krieg führen wollen.)

Das an- und aufregende Spiel mit dem Stehlen der deutschen Stahlhelme wiederholte sich so oft, bis mein Vorrat an diesen Dingen zur Neige ging.

Da liess ich die Stahlhelme mit grossen Eisenhaken in die Wand einmauern!

An den
Eisen-
winkeln
hingen jetzt
zwei Lam-
pen, die
Nachts die
Häuserfront
hell erleuch-
teten.



Oft habe ich Nazijünglinge im Museum dabei ertappt, wenn sie kleine Klebmarken mit dem «Hakenkreuzschmuck» und der Aufschrift «Judenschwindel» heimlich auf ein Bild klebten. Da ging ich hin, löste die Klebmarke wieder ab und überreichte sie freundlich dem erschrockenen Nazi: «Kleben Sie bitte *dieses* Ding nicht bei mir an, denn ich bin zufällig *kein* Jude. Es ist also ein Nazischwindel, wenn Sie meine Arbeit als «Judenschwindel» bezeichnen. Ausserdem habe ich einen echt deutschen Namen: bin sozusagen Nachkomme von «Friedrich dem Grossen».

Nie habe ich auch nur einen einzigen Nazi physisch bekämpft.

Ich war gegen die kommunistische Parole: «*Schlagt* die Fascisten, wo ihr sie trifft.» Noch im Jahre 1931 schrieb ich in meinem Buch «Festung Gollnow» Seite 76:

«Trotz dieser Parole sind die Nationalsozialisten die zweitstärkste Partei im Reichstag geworden! Vielleicht wäre es besser, ihr würdet mal die Parole probieren:

«*Klärt die Fascisten auf, wo ihr sie trifft.*».

Meine anständige Gegnerschaft, die auch den Menschenbruder im Gegner erkannte, war natürlich nicht bei *allen* Nazis erfolgreich. Es waren ihrer *zu viele*. Die meisten hassten mich, weil ihre (Ver) Führer in Versammlungen und Zeitungen gegen mich hetzten.

Es bedurfte nicht erst der späteren, völligen Zerstörung des Friedensmuseums als einen Beweis für ihren abgrundtiefen Hass gegen mich und mein Friedenswerk.

Schon lange vor Hitlers Machtergreifung wurde ich mehrmals überfallen und misshandelt.

Nachts – wenn ich von auswärtigen Versammlungen nach Hause ging, durfte ich nicht zu dicht an den dunklen Haustüren entlang gehen, um nicht plötzlichen Überfällen ausgeliefert zu sein.

Später rückten die Nazis sogar am hellen Tage an! Dabei hatten sie gewöhnlich die Taktik, durch die Parochialstrasse im Sturmschritt zu laufen, beim Museum vorbei und klirr ... im eiligen Vorüberrennen die Scheiben einzuschlagen.

Einen besonders gemeingefährlichen Überfall leisteten sich die Nazis an einem Nachmittag des November 1932.

Etwa 100 Mann stark, rückten sie in voller Uniform vor das «Anti-Kriegs-Museum» und rissen die weisse Friedensfahne herunter. Als ich aus dem Museum auf die Strasse trat, um die gestohlene Fahne zurückzufordern, wurde ich sofort umringt und von allen Seiten mit Knüppeln und Koppelschlössern niedergeschlagen. Auf dem Boden liegend, traten sie mir mit ihren Stiefeln ins Gesicht. Jeder Nazi bemühte sich auf diese «Hitlerart» seine «Visitenkarte» bei mir abzugeben.

Mit einem verstauchten Nasenbein und einem verletzten Auge lief die Sache noch einigermassen glimpflich ab.

Die Zeitungsberichte über diesen Vorfall bewirkten das Gegenteil von dem, was ich erwartet hatte: statt einer vermehrten Besucherzahl – als Protest gegen diesen Überfall, als einen Sympathiebeweis für das «Anti-Kriegs-Museum» – kam an dem Tage nach dem Überfall nicht ein einziger Besucher! Man fürchtete wohl, selbst in «so eine» unerfreuliche Affäre hineinzugeraten. Auch an den folgenden Tagen erschienen sehr, sehr wenig Besucher – meistens zufällige Strassengänger.

Längst wollte ich das Museum schliessen, aus Mangel an finanziellen Mitteln. Jetzt aber, nach diesem erneuten Überfall, nach dem gemeinen Herunterreißen der Friedensfahne, wollte ich auf keinen Fall nachgeben. Diesen Triumph gönnte ich den Nazis nicht!

Im Gegenteil: hatten die braunen Strassenräuber eine weisse Fahne heruntergerissen, die *einen* Meter lang war, so hängte ich am nächsten Tag, oben, zur Dachlucke heraus, eine neue Friedensfahne, *acht* Meter lang! Die vom Dach bis zur ersten Etage herunterreichte. Jetzt sah man in riesigen Dimensionen die beiden Hände, die ein zerbrochenes Gewehr halten; in gewaltigen goldenen Buchstaben leuchtete von der weissen Leinwand die Inschrift: «PAX VOBIS-CUM*».

Das Museum blieb geöffnet – nun erst recht!

* D.h. «Frieden mit euch».

Ende des Jahres 1932 wurde der Strassenterror immer brutaler. Mit Messern und Pistolen gingen die politischen Gegner aufeinander los. Täglich gab es Tote und Verwundete. Aus diesem gewaltigen Meer von Blut und Hass ragte das Friedensmuseum wie eine kleine, einsame Insel. Von draussen durch die Schaufensterscheiben grinsten die Nazis in den Ausstellungssaal und freuten sich, dass durch ihren Terror die Besucher abgeschreckt wurden. Im Interesse der immer weniger kommenden Museumsbesucher wollte ich jetzt etwas vorsichtiger sein. Die Eingangstür zum Museum wurde von innen abgeriegelt. Die Besucher mussten anklopfen – der Riegel wurde zurückgeschoben und hinter jedem Eintretenden wieder vorgeschoben. Es hatte im Grunde genommen wirklich keinen Zweck mehr, das Museum weiter geöffnet zu halten. Doch die Nazis sollten mich nicht feige finden. Die riesige Friedensfahne – weithin sichtbar – lud täglich, auch des Sonntags, zum Besuch des Museums ein. Aber jetzt kamen fast gar keine Besucher mehr. Ich stand auf verlorenem Posten. Dennoch dachte ich nicht daran – aufzugeben! Je stärker der Terror wurde, umso notwendiger war ja die Friedensarbeit. Meine Freunde warnten mich: «Die sprengen dir noch das ganze Haus in die Luft.» Macht nichts, wenn nur das *Archiv* des Museums vorher in Sicherheit gebracht ist! Die Sammlung und Arbeit von zwanzig und mehr Jahren, wofür ich inzwischen *Jahre* meines Lebens hinter Gefängnismauern abgesessen hatte – von den finanziellen Opfern gar nicht zu reden – diese Arbeit durfte nicht vernichtet werden. Es galt daher, das ganze Archivmaterial in Sicherheit zu bringen! Kein Mensch durfte davon etwas gewahr werden. Das war eine enorme, wochenlang dauernde Tätigkeit, denn das Museum war stets von Spitzeln umstellt.

Kleine Paketchen, auf den Leib gebunden, oder in der Aktentasche, so verliess ich täglich mehrmals das Museum und brachte das Material zu guten Freunden. Auf dem Wege dorthin musste ich mehr als einmal verdächtige Gestalten «abhängen», indem ich im Strassengewühl plötzlich in entgegengesetzter Richtung verschwand.

So kam allmählich das gesamte Archivmaterial in Sicherheit.

Inzwischen hielt ich nach wie vor das «Anti-Kriegs-Museum» geöffnet. Einige Veränderungen konnte niemand bemerken. Im grossen Ausstellungssaal waren nur noch ganz wenige Dokumente des Weltkrieges zu sehen. Dafür hingen jetzt mehr Photographien vom chinesisch-japanischen Krieg in der Mandschurei. Diese Photos waren alle ersetzbar, alle in Kopien vorhanden.

Was die Nazis später, beim Sturm auf das Museum, zerstören oder stehlen konnten, war also lediglich *ersetzbares* Material und – der Museumsdirektor.

Nun: ich lebe ja noch!

Zuerst holte man den Direktor

Februar 1933.

Der Terror der Nazis kannte keine Grenzen mehr.

Die Arbeiterschaft protestierte. Gewaltig war die letzte grosse Strassendemonstration der Kommunisten. Erschütternd der Anblick der Arbeitslosen, der Hungergestalten, die nicht für «Arbeit und Brot» aufmarschierten, sondern für *Freiheit und Einheitsfront!*

In grösster Kälte, in schlechter, unzureichender Kleidung, so zogen viele Tausende durch die Strassen, die für Stunden den Proletariern gehörte. «BerZin» ..., schrie einer aus ihrer Mitte, ... «*bleibt rot!*» antwortete die Masse.

Und immer wieder: «Berlin» ... «bleibt rot!»

«Es lebe die Einheitsfront!» riefen andere.

Aber die Einheitsfront lebte nicht, darum musste das rote Berlin sterben.

Auch die sozialdemokratische Partei rief ihre Anhänger zu gewaltigen Protestmärschen durch die Strassen. Die Nazis verkrochen sich in ihre Schlupfwinkel. Auch bei den Sozialisten marschierten Tausende und aber Tausende, die für das rote Berlin demonstrierten. Auch hier hörte man Rufe nach der «Einheitsfront».

Aber die Einheitsfront kam nicht. Darum konnte Hitler kommen. Eine sehr eindrucksvolle Kundgebung – die letzte – veranstaltete das «Reichsbanner» im Lustgarten. Feldmarschmässig marschierten die einzelnen Kompagnien auf und vereinigten sich im Lustgarten zu einer Riesenarmee, die immer wieder «*Freiheit*» schrie!

Alles verlief in «Ruhe und Ordnung». (DRP.)

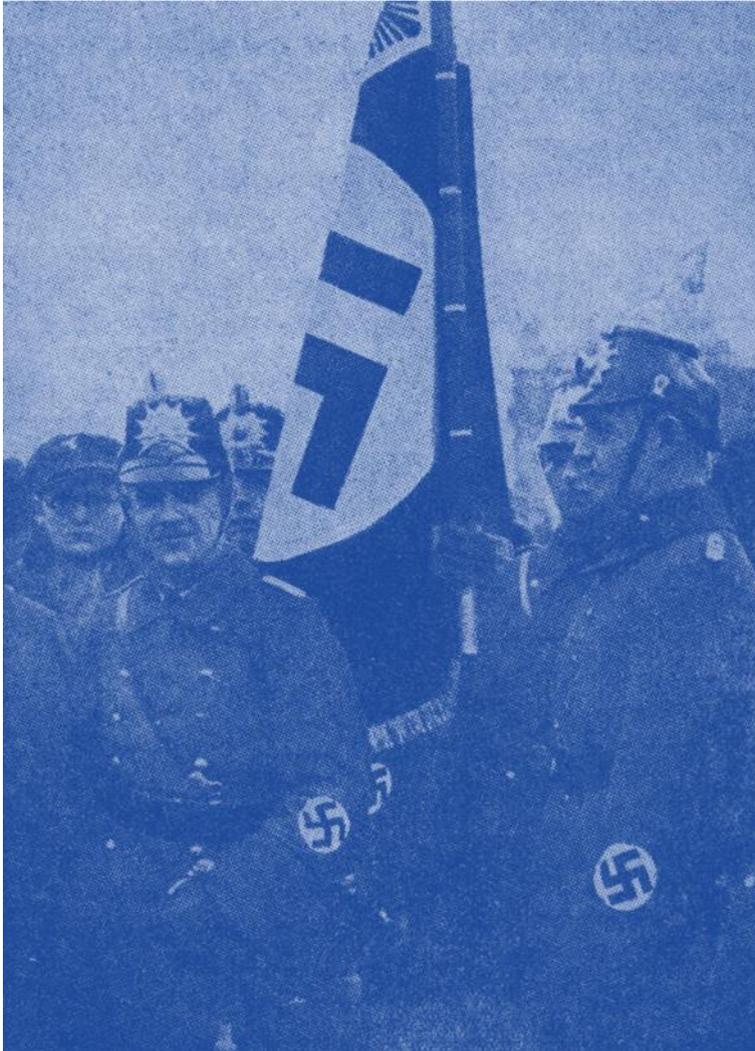
In Ruhe und Ordnung wurde Hitler, der ehemalige *Österreicher*, Reichskanzler von *Deutschland*.

Das «Anti-Kriegs-Museum» wartete weiter auf Besucher ...

Göring war schon Polizeiminister, er stellte zu Tausenden seine braunen Gesellen als «Hilfspolizisten» ein. In einer Rundfunkrede forderte er seine Untergebenen auf, *rücksichtslos zu schiessen!*

«Ich selbst», so erklärte er, «befehle meinen Leuten, ohne Zögern von der Waffe Gebrauch zu machen. Jede Kugel, die aus dem Lauf geht, verantworte

ich! Ich selbst schiesse lieber einmal zu weit oder zu kurz, aber ich schiesse!
Jeden von meinen Polizisten Erschossenen habe *ich* erschossen.»
Das war schon direkter Befehl – zum Arbeitermord!
Es wurde dann auch in den folgenden Tagen von diesem Befehl in ausgiebigster Weise Gebrauch gemacht.



Sonntag, den 26. Februar.

Die Nazis hielten – nur etwa 200 Meter vom «Anti-Kriegs-Museum» entfernt – eine grosse Truppenschau ab; mit Vorbeimarsch bei dem Truppführer. Eine Musikkapelle intonierte fortwährend Kriegsmärsche. In Paradeschritt – unter lauten Kommandorufen – die Sturmriemen unterm Kinn –, so klatschten die Nazis ihre Stiefel auf das Pflaster, dass die Fensterscheiben klirrten.

Die Trottoire waren dicht umsäumt von «erwachten» Teutschen. Frauen und Männer erhoben begeistert die Arme zum Hitlergruss. – (Ich hörte das Schreien und Toben, hörte die Paradeschritte im «Anti-Kriegs-Museum».)

Als ein grosser Trupp Polizeibeamter in ihren blauen Uniformen, die Hakenkreuzbinde am Arm, im Parademarsch mitmarschierten – voran eine Hakenkreuzfahne –, da kannte der Jubel keine Grenzen mehr. Hysterische Frauen überschrien sich mit «Heil Hitler». Andere weinten vor Rührung. Wieder andere warfen den Polizisten Zigaretten zu. Aus den Fenstern flogen Blumen, Taschentücher und Hüte auf die ehemals «republikanischen» Polizeibeamten.

Dieselbe «Stimmung» wie in den Augusttagen 1914.

Das war am Sonntag.

Ich sass in meinem Museum und freute mich, dass mein Archiv-Material bereits in Sicherheit war. Die Nazis konnten kommen. Es war jetzt nichts mehr zu befürchten, wenigstens nicht mehr für das Material.

Nachmittags schaltete ich im Ausstellungssaal und allen Nebenräumen sämtliche elektrischen Lichter ein!

Ich ging als einsamer Besucher durch alle Räume.

Ich nahm Abschied von der Stätte, die ich mir mit so viel Schweiss und im wahrsten Sinne des Wortes mit Blut erworben hatte. Zwar wollte ich keinesfalls das Museum schliessen und freiwillig diesen Ort verlassen – davon konnte selbstverständlich keine Rede sein. Im Gegenteil!

Ich wollte nur nicht *unvorbereitet* meinem Schicksal entgegengehen, wollte noch einen einsamen, stillen Abschied nehmen, wollte dem ganzen Werk und mir selbst sozusagen «die letzte Ölung» geben.

Ich heizte alle Öfen.

Unten, im Ausstellungssaal, brannte bald in heller Glut der grosse Anthrazit-Kamin.

Licht aus!

Der Saal war vom Kaminfeuer erhellt.

Über die Bilder an den Wänden huschte mein Schatten.

Ich ging auf und ab.

Immer auf und ab – in wehmutsvollen Abschiedsgedanken.

So muss einem Kapitän zu Mute sein, der sein liebes Schiff untergehen sieht und der sich nicht entschliessen kann, es zu verlassen ... Manchen Ausstellungskasten habe ich betastet und gestreichelt. Dieser hier kostete 64 Mark. Der Tischler hatte nur das Gestell angefertigt. Die Glasscheiben setzte ich selber ein. Das war billiger.

Am runden Tisch, mit seinen vielen Antikriegstrophäen, blieb ich lange Zeit stehen und betrachtete den «Schmuck» der unter Glas liegenden Tischdecke: Viele hundert Gerichtssiegelmarken waren zu einem grossen runden Kranz vereinigt, der Strafbefehle und Entlassungsscheine aus Gefängnissen umrandete. «Zur freundlichen Erinnerung an meine Dienstzeit.»

Ach, wie schwer – wie unendlich schwer, fiel mir der Abschied von meinen Büchern – von meiner Bibliothek! «Wenn die Kerle, die das Museum plündern werden, wenigstens die Bücher *lesen* möchten.»

Mein schönes, schönes Märchenzimmer! Die Wände waren vom Fussboden bis zur Decke mit den bekannten Märchenbildern bemalt. Mein Schreibtisch stand sozusagen mitten im Wald, in dem «Rotkäppchen und der Wolf» zu sehen waren. An den «Bäumen» hingen die Brutkästen meiner Wellensittige. – Drüben die andere Wand zeigte «Max und Moritz», die soeben den Wassersteg zum «Schneidermeister Meck-Meck» angesägt hatten. Oben, an der Decke flog ein grosser Schwan, an seine Füsse klammerte sich der vom Wasser triefende Schneidermeister.

An der anderen Wand, überm «Hänsel und Gretel-Kamin», schlief der böse Menschenfresser, während sich der kleine Däumling mit seinen sechs Brüdern die Hände reichte und – heidi – hast du nicht gesehn – in Siebenmeilenstiefeln durch die Lüfte sauste.

und eine ganze Fassade sahen den Vorübergehenden an.

Zehn Jahre danach machte der marxistische Friedensapostel Ernst Friedrich mühsam gestützte und immer mehr verfallende, in seinem Innern verschmutzte Haus zu einer Zentrale jenes Geistes, der da bemüht war, die Seele und die Gesinnung des rechtschaffenen

nen
mehr
zu
ute,
der

und
letzt
ner
est-
Der
sfer
hät
stich
und



Heute

deutschen Erblassens mit (Gleichmenschlichen) Ideologien planmäßig zu vergiften, machte es zum roten „Anti-Kriegsmuseum“. Zu dieser Zeit lagen auf den Fensterbrettern Stahlhelme deutscher Soldaten, zu Blumentöpfen herabgewürdigt; zu dieser Zeit hing über der Tür ein mittendurch zerbrochenes Gewehr als ein Zeichen der Feigheit und des Willens, unserem Volke auch die geringsten Mittel zu nehmen, sich gegen jedwede Überfremdung seiner Art und gegen jeden Raub seiner völkischen Güter zu verteidigen.

In diesen Jahren, als Landesverräter „hohe Vied der deutschen“ erfüllt

Aus Hitlers:
»Völkischem Beobachter«
vom 16. Februar 1934.

Ach und der schöne Märchenkamin! Was hatte der für viele Mühe gekostet. Er war ganz aus Pfefferkuchen und Pfefferkuchenherzen – gemauert. Die böse Hexe fehlte nicht und Hänsel und Gretel tanzten vor Freude – auf grossen Pfefferkuchen – versteht sich.

Hier hab' ich so manche einsame Nacht am Märchen-Kamin gegessen und beim knisternden Feuer neue Geschichten gesponnen. Die alten Märchen scheinen mir oft zu grausam. Da schlitzt ein Jäger dem Wolf den Leib auf, füllt ihn mit schweren Steinen und wirft ihn in den Brunnen. Da wird ein Frosch gequält. Andere grausame Dinge erzählt man den Kindern ...

Ich arbeitete an neuen Geschichten, die von Liebe und gegenseitiger Hilfe berichten, von Verbrüderung und Versöhnung ...

Märchen ... alles Märchen –, aber einmal werden sie *Wirklichkeit* werden.

Gegen Osten zu war ein grosses, die ganze Wand ausfüllendes, holländisches Fenster. Durch die buntfarbigen, in Blei gefassten Scheiben fiel das Licht in herrlichen Farbenspielen.

Wenn die Nazis *hier* hereinstürmen – werden sie dann nicht einen Augenblick innehalten? Sieht *so* das Arbeitszimmer eines bösen «Volksfeindes» aus???

Ich ging ins nächste Zimmer. Es war mit Diapositiv-Kästen angefüllt. Das hat alles enorm viel Geld gekostet.

Es wird bald zertrümmert werden.

So ging ich – Abschied nehmend – durch alle Räume.

Was wird aus meinem Museum werden?

Was wird man mit mir machen?

Ich bin 40 Jahre. Habe noch verdammt wenig für die Sache des Friedens getan. Was ist das schon: ein «Anti-Kriegs-Museum», ein paar pazifistische Bücher ... und dann noch so einige Kleinigkeiten. Ich möchte noch wenigstens 10 Jahre leben.

Wenn ich *dann* den Weg ins Dunkle gehen muss, dann hätte ich doch wenigstens etwas mehr auf dieser Welt geschaffen!

Ich denke, es ist noch sehr früh ...

So verbrachte ich die Nacht vom Sonntag zum Montag.

Es war ein langer, langer Abschied.

Am Montag den 27. Februar hatte ich einen *öffentlichen* Vortrag im «Anti-Kriegs-Museum» angesetzt, einen Lichtbildervortrag über: «Daumier und *unsere* Zeit».

Der Saal war gut geheizt.

Beim *letzten* Vortrag sollte es recht warm sein. Die Kohlen waren ohnehin bald verbraucht. Neue Kohlen werden wohl meine «Nachfolger» bestellen.

Der Vortrag sollte um 8 Uhr beginnen. Aber um 8.30 Uhr erschienen erst drei Besucher. Mein Lichtbilderapparat stand seit einer Stunde bereit. 8.45 Uhr kamen noch zwei Gäste.

Es hatte jetzt keinen Zweck mehr, länger zu warten.

Die Stuhlreihen blieben gelichtet.

Wo sind meine vielen Freunde? –

Es war eine recht peinliche Situation.

Die fünf Versammlungsbesucher sassen schweigsam und beklommen auf ihren Stühlen.

Wird der Vortrag ausfallen?

Wartet der Referent nur noch auf weitere Besucher?

Kommt noch jemand?

Die Uhr zeigt 8.50 Uhr. Es ist höchste Zeit anzufangen!

In meinen einleitenden Worten mache ich einige scherzhafte Bemerkungen über den schlechten Besuch, was wohl darauf zurückzuführen sei, dass viele plötzlich «verreist» seien; andere hätten wahrscheinlich heute abend ihre Koffer zur Bahn gebracht?! –

Dann, um mit dem Lichtbildervortrag zu beginnen, schalte ich den Saal finster.

Im gleichen Augenblick wurde der Reichstag in Brand gesteckt!

Den Reichstag konnte ich also nicht angezündet haben, das war nicht gut möglich, denn zu eben dieser Zeit hielt ich im «Anti-Kriegs-Museum» einen Vortrag. Ich habe wohl einige Vorkenntnisse um einen Weltbrand *verhindern* und *löschen* zu helfen, aber eine Brandstiftung auszuführen – ich muss gestehen, dass mir dazu die nötigen Fachkenntnisse fehlen.

Nach meinem Vortrag ging ich daher mit ruhigem Gewissen in mein Märchenzimmer – und schlief bald den Schlaf des Gerechten.

Ich ahnte nicht, dass das Haus um Mitternacht von einem Polizeiaufgebot von allen Seiten umstellt wurde. Ein mitgebrachter Schlossermeister Öffnete die Vorder- und Hintertür, und von allen Seiten, über Vorder- und Hintertreppen, schlichen Polizisten und Kriminalbeamte, mit schussbereiten Waffen, auf mein Schlafzimmer zu.

Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen.

Das Bett umstanden *sechs* wohlbeleibte, schwer bewaffnete Kriminalbeamte. Alles *fremde* Gesichter.

Im Laufe der vielen Jahre, da ich mit Kriminalbeamten «geschäftlich» zu tun hatte, kannte ich jeden einzelnen dieser überflüssigen Biedermänner. Mit einigen hatte ich sozusagen «persönliche Freundschaft». Tatsächlich erhielt ich früher manchmal einen guten «Tipp» von diesen «Freunden». Wenn zum Beispiel eines Tages das Telephon klingelte und mich eine sonderbare Stimme eindringlich bat, *sofort* spazieren zu gehen, da das Wetter heute so sehr schön sei. Aber das Wetter war gar nicht so «sehr schön» ...? Die Stimme am Telephon bat umso eindringlicher. «Wer ist denn am Telephon?» – Der Anrufer hatte schon hingehängt.

Kaum hatte ich, von dunklen Ahnungen getrieben, das Haus verlassen, als «Krimis» kamen, um wieder einmal nach mir zu suchen. Ein unbekannter Freund unter ihnen hatte mich also gewarnt.

Solche «Beziehungen» hatte ich bis vor Kurzem noch zur politischen Polizei.

Die finsternen, drohenden Gestalten, die *jetzt* mein Bett umstanden, kannte ich alle nicht.

Alles fremde Gesichter.

Nazis? Natürlich!

Ich zähle sechs starke Herren.

Also sogar ein «Besucher» mehr als gestern abend bei meinem Vortrag! Sechs «Museumsbesucher» zu etwas aussergewöhnlicher Zeit und Stunde.

Und ohne Eintrittsgeld zu bezahlen!

Die Revolver, die sie mir unter die Nase hielten, wollten sie durchaus nicht dem Museum zu Ausstellungszwecken spenden.

Dafür interessierten sich diese sechs «Museumsbesucher» sehr stark für *sämtliche* Räumlichkeiten. An *meiner* Führung war ihnen dabei weniger gelegen.

Vielmehr führten sie mich

– ins Polizeipräsidium.

Ich sollte mein «Anti-Kriegs-Museum» nie wieder sehen!

Später hörte ich von Nachbarsleuten, dass wenige Minuten nach meiner Verhaftung eine Horde Nazis ins «Anti-Kriegs-Museum» eindrang, mit blanken Messern in der Hand, um mich zu «besuchen», um «das Schwein Ernst Friedrich durch die Fleischmaschine zu drehen».

Sie waren alle recht enttäuscht, als sie feststellten, dass ich schon verhaftet war.

Sie zogen wieder ab.

Einige Tage darauf kamen sie mit grosser Verstärkung wieder und erstürmten tapfer das verwaiste «Anti-Kriegs-Museum».

Die «Erstürmung» des Anti-Kriegs-Museums

Wie war es nur möglich, dass man Menschen gewinnen konnte zum Sturm auf ein Haus, das jeder Berliner als ein Haus des *Friedens* kannte, dessen Besitzer keiner Partei angehörte, der kein Marxist und kein Jude war, der selbst seine Gegner achtete, obwohl sie ihn niederschlugen!

Wie konnten sich Menschen dazu hergeben, das Heim eines Kriegsgegners zu demolieren, dessen Wahlspruch war: «*Frieden mit Euch!*» Nichts leichter für die Erneuerer Deutschlands, als dies. Man verleumdet diesen Friedensmenschen in der Nazipresse als

«Marxisten» (!), der sein «verschmutztes (!) Haus» zu einer Zentrale (!) jenes Geistes machte, der bemüht war, die Seele und die Gesinnung des rechtschaffenen deutschen Arbeiters mit jüdisch (!)- marxistischen (!) Ideologien planmässig zu vergiften, machte es zum roten (!) «Anti-Kriegs-Museum». («Angriff» vom 25. März 1933)

Wahrlich ein bisschen *sehr* viel Hetze in *einem* Satz!

Solche Gipfelleistungen journalistischer Verdrehungskünste bringen wirklich nur Nazizeitungen fertig. Solche Lügen kann nur der Naziminister Göbbels in seinem «Angriff» verbreiten.

Die gleichgeschalteten Redakteure der «Berliner Morgenpost» überschlugen sich in entwürdigenden Purzelbäumen vor den Kollegen der Nazipresse, indem sie von der «kommunistischen Hochburg» sprachen.

Durch solche und ähnlich wüste Verleumdungen wurden die Hitler- Soldaten zum «Sturm» auf das «Anti-Kriegs-Museum» gehetzt.

Die «Eroberung» verlief umso leichter, da das Haus völlig schutzlos und vereinsamt war.

Den Besitzer quälte man schon seit Wochen in «Schutz»haft. Das Friedenshaus stand leer, der «Sturm» konnte beginnen.

Als alterfahrene Kriegsstrategen (die während des Weltkrieges allerdings noch in den Windeln lagen) schickten sie erst einen Stosstrupp vor, der das zu erobernde Friedenshaus «sturmreif» zu machen hatte» Eine Nazi-Truppe rückte am hellen Tage an, mit Beilen und Brechstangen.

Die Haustüren des Museums wurden eingeschlagen.

Strassenpassanten, die vorüber gingen und das sahen, wagten nicht, stehen zu bleiben; das war gefährlich, das war verdächtig.

Beiliebe gegen die Tür und Kommandorufe schreckten die Bewohner der Nachbarhäuser. Verängstigte Menschen standen hinter Gardinen. Pistolenschüsse gegen die Scheiben jagten sie vom Fenster weg. Trotzdem wagten es einige Angestellte aus dem gegenüber gelegenen Stadthaus, dem Zerstörungswerk heimlich zuzusehen. Ein ehemaliger Frontkämpfer – im Kriege zweimal verwundet – schilderte mir später, mit Tränen in den Augen, was er sah:

«Erst schlugen sie die Tür ein und verschwanden laut grölend im «Anti-Kriegs-Museum». Kurz darauf klirrten in der ersten Etage die Fensterscheiben. Auf die Strasse flogen Bücher und Bilder, Küchengeschirr und Möbel, alles durcheinander. Eine Brotbüchse, – ein Stuhl, – eine Kaffeekanne – wieder Bücher, viele Bücher – ach, die schönen Bücher!

Ein Augenblick war Pause.

Plötzlich hörte man von drinnen heftige Detonationen, wie wenn Handgranaten explodierten. Dann wieder ein gewaltiges Gepolter, als ob Wände oder Decken einstürzten. Jetzt krachten im zweiten Stockwerk die Fensterscheiben (das war das Kinderzimmer) und unter lautem «Hallo» warfen sie wieder allerhand Gegenstände auf die Strasse: ein Kinderstühlchen, Bilderbücher, Kleidungsstücke. Zum Schluss wurden zerfetzte Betten zum Fenster hinausgehalten und die Federn ausgeschüttelt...»

Der alte Frontkämpfer hielt in seiner Schilderung einen Augenblick inne.

«Wissen Sie», begann er wieder mit vor Erregung zitternder Stimme, «ich habe ja im Kriege manches mitgemacht, aber so ein sinnloses Zerstörungswerk habe ich nicht mal in Belgien gesehen.»

Die Hauptattraktion kam zum Schluss.

Nach stundenlanger Demolierung des gesamten Hauses – es war inzwischen Abend geworden – schlugen sie in der oberen Etage die Wasserleitungsröhren durch und *das ganze Haus wurde unter Wasser gesetzt!*

Unaufhörlich – die ganze Nacht hindurch – ergossen sich riesige Wassermengen durch alle Zimmer, über alle Treppen.

Die Nazis hatten *ganze* Arbeit gemacht.
Sie konnten abziehen.

Am Morgen musste die Feuerwehr kommen, um das Wasser auszupumpen.
Das Haus drohte einzustürzen und gefährdete die Nachbarhäuser.

Einige Tage später gab man das «erstürmte» Museum frei, zur «Besichtigung für das Publikum» – d.h. so weit man gehen konnte, denn manche Treppen und Gänge waren völlig unpassierbar: da lagen zerbrochene Bilderrahmen, Glasscherben, zerfetzte Bücher, zerschlagene Möbel, Kleidungsstücke, Photographien, Briefe, Küchengerätschaften, Blumentöpfe –, alles bunt durcheinander.

Ganze Wände waren eingeschlagen.

Kachelöfen durch Handgranaten auseinandergesprengt.

Im Märchenzimmer hatte man nach den grossen, künstlerischen Wandgemälden mit Tintenfassern geworfen.

Andere Kunstwerke mit Kot beschmiert.

Im Kinderzimmer lagen zerrissene Betten, – die Bettfedern ausgeschüttet.

Dazwischen einige Seiten aus den Schulheften der Kinder.

In der Küche war die Decke eingeschlagen.

Und immer wieder: Briefe und Bücher, Akten und Photographien – auf Treppen und Gängen.

Überall ganze Berge von Glasscherben und Bilderrahmen.

Man fragt sich: Warum haben die Nazis das alles *gezeigt*? Jedermann hatte freien Eintritt zur Besichtigung. Sogar eine Kompanie Reichswehr erschien und wurde durch diese Trümmerhaufen geführt. Warum zeigte man diese Schandtaten?

Der Nazi, der die «Führung» durch die jetzigen «Katakomben» und das einstige «rote Anti-Kriegs-Museum» veranstaltete, gab die Antwort: «So, meine Volksgenossen, haben die *Marxisten* gehaust!» Und mit dem ernstesten Gesicht von der Welt fügte der Führer hinzu: «Natürlich wird jetzt die jüdische Presse im Ausland wieder Greuelmärchen erzählen, aber die *das* hier taten, das waren *Kommunistenstrolche* in Naziuniform, um unsere gute deutsche Sache zu schädigen. – Heil Hitler!»

Man wäre geneigt zu sagen, eine so ruchlose Tat, eine so brutale Verwüstung können nur einzelne, völlig verhetzte, irreführende Untermenschen begehen, wenn nicht in der Art und Weise, *wie* sie dabei vorgingen und was sie aus dem Friedensmuseum machten, zugleich der Beweis liegen würde, dass es *Feinde des Friedens*, dass es eben – *Nazis* waren!

Das war nicht etwa sinnlos – das war höchst *sinnvoll*!

Wer daran zweifelt, dass die Hitler-Regierung mit der Zerstörung des «Anti-Kriegs-Museums» nichts zu tun hatte, der sei hingewiesen auf das *Regierungsblatt*: «Der Angriff» (Nr. 72 vom 25. März 1933), *amtliches Organ des Propagandaministers Dr. Göbbels*, der zugleich Eigentümer und Herausgeber dieser Zeitung ist. Wir bringen nebenstehend – in Originalgrösse – die Kopie eines Artikels aus diesem offiziellen Regierungsblatt.

Die «Friedens»gesinnung der Nazis wird von ihnen selbst dadurch dokumentiert, dass sie nicht nur das Friedenssymbol über dem Hauseingang (zwei Hände, die ein Gewehr zerbrechen) zerstörten und den Friedensspruch, der von der *Liebe* zu den Menschen spricht (siehe Seite 14) herunterrissen, sondern vor allem auch durch die Tatsache, dass sie das Wort «*Anti*»- vor «Kriegs-Museum» abschlugen, um so – in dem Regierungsorgan (!) – öffentlich zu dokumentieren, dass sie nur ein «Kriegs»-Museum wünschen. – *Sehr sinnvoll*!

Daneben eine «Rot-Mord»-Puppe mit den einzigen Dokumenten, die *nicht* von Diebstählen, sondern von den Nazis selbst herkommen: Revolver, Schlagring, Dolch und Stahlrute. (Der kommunistischen «Rot-Mord»-Puppe haben sie in ihrer grenzenlosen Dummheit eine *Reichsbanner* (!)-Binde umgelegt.)

In der Mitte: Der von einem jüdischen Arzt gestohlene *Instrumentenschrank*!!

In Ermangelung weiterer Diebstähle für ihr «Museum» haben die Nazis die leeren Wände mit riesigen Hakenkreuzfahnen behängt.

In einem solchen *zusammengestohlenen* «Museum» durfte selbstverständlich der «Führer» nicht fehlen. Freundlich blickt er aus blank poliertem Bilderrahmen auf die Trophäen seiner Parteigenossen. *Parteigenossen!!!*

Das folgende Bild ist wieder einmal recht bezeichnend für die Dummheit und Skrupellosigkeit der «Erneuerer Deutschlands».

Hier haben sie all die historischen Waffen ausgestellt, die beim «Sturm» auf das Anti-Kriegs-Museum «erobert» wurden und Fahnen, die von Diebstählen aus Gewerkschaftshäusern herkommen. Dabei entblödeten sie sich nicht, Fahnen zu zeigen, die durch eingestickte Inschriften wie: «Seid *einig*» und:

«Nicht mit dem Werkzeug der Barbaren, nur mit geistigen Waffen kämpfen wir»

auf die kulturellen Bestrebungen und die Friedensziele der marxistischen Arbeiterschaft hinweisen!



Fürwahr: Dieses «Museum» – zusammengestohlen und verlogen – ist nicht nur ein Zeichen der plumpen Dummheit der Nazis, es ist auch ein Beweis, *was* man dem deutschen Volk zu bieten wagt und bieten *darf* – ohne dass allzuviel deutsche Volksgenossen den ganzen Schwindel *merken!*

An die Fahnen hefteten die Pg.-Diebe ein Schild mit der Aufschrift:

**Die hiermit genannten
geistigen Waffen
3 Schritt links!**

Diese Waffen, die angeblich von «Marxisten» stammen sollen, sind jedoch *türkische* Schwerter, *uralte russische* Bajonette, Gewehre und Artilleriesäbel, die sämtlich aus dem ehemaligen «Anti-Kriegs-Museum» gestohlen wurden!

Dazwischen hängt – wahrlich ein Dokument *bodenloser Dummheit* der Nazis, die *Friedensfahne* von Ernst Friedrich mit der Inschrift: «PAX VOBISCUM» = «*FRIEDEN MIT EUCH*»!!!

Und unter dieser Friedensfahne wieder eine Erklärung:

**Ernst Friedrich
hat den Kampf aufgegeben**

Auch *das* ist Lüge!

Ich denke nicht daran, aufzugeben!

Dies Buch beweist es!!!

Dem Verdienste – die Krone!

Das «Erste Berliner Revolutionsmuseum der SA. Standarte 6, Berlin» war trotz seines langen Namens so winzig klein, dass die «Direktion» beschloss, die geklauten Sachen in einem leerstehenden Ladengeschäft unter zu bringen. Einige Häuser weiter war ein Bonbon-Geschäft. Der Besitzer hatte Pleite gemacht, trotzdem er strammer Nationalsozialist ist. Alte Garde!

Der hitlertreue Bonbonfritze fertigte, um sein Geschäft zu beleben, extra zugkräftige «braune Bonbons» an. Diese Geschäftskalkulation erwies sich jedoch als ein Fehlschlag. Hitlers rauhe Krieger lutschen nicht gern Bonbons. Auch nicht auf Befehl. Und erst recht nicht, wenn sie die Bonbons *bezahlen* müssen. Also machte der «braune Bonbonladen» zu und das «Erste Berliner Revolutionsmuseum der SA. Standarte 6, Berlin» etablierte sich hier!

Der Pralinegeruch sollte das Publikum anlocken.

Die alten Phrasen zogen nicht mehr.

In dem süßen Bonbonladen machte sich das nuttige «Museum» viel schmackhafter.

Die vielen Lieferanten des ehemaligen Inhabers, die von der Pleite der bisherigen Firma noch nichts wussten und ahnungslos in den Laden traten, um alte Rechnungen zu präsentieren, wurden darauf aufmerksam gemacht, dass sie sich jetzt im «Ersten Berliner Revolutions- usw.-Museum» befänden und dass es eine Ehrenpflicht sei für jeden echten deutschen Mann, dieses «Museum» – gegen Bezahlung eines angemessenen Eintrittsgeldes – zu besichtigen.

Auf diese Weise hatte das «Erste Berliner Revolutions-usw.-Museum» einige unerwartete Besucher.

Es sollen aber auch andere Besucher gekommen sein.

Wie dem auch sei: das ehemalige «Anti-Kriegs-Museum» musste einem würdigeren Zweck geweiht werden. Es erhielt in grossen Lettern die Aufschrift: «RICHARD FIEDLER HAUS».

Wer Richard Fiedler war?

Fragt die armen Mütter und Bräute, die hilflos und verlassen an den Gräbern ihrer von Fiedler ermordeten Männer und Söhne weinen!

Dieser verdienstvolle Mann, unter dessen tapferer Führung das «Anti-Kriegsmuseum» demoliert wurde, auf dessen Befehl das «eroberte» Friedenshaus die sinnvolle Bezeichnung «Kriegsmuseum» erhielt, dieser unvergleichliche Held und selbstlose Pg. taufte sich zu Ehren, um seinem «Werk» die Krone aufzusetzen, das Haus auf SEINEN Namen. Bescheiden und uneigennützig nannte er es jetzt: «RICHARD-FIEDLER-HAUS».

Die gleichgeschaltete «Berliner Morgenpost» berichtet am 1. Oktober 1933 über diesen feierlichen Staatsakt:

Im neuen Geiste

Richard-Fiedler-Haus als SA-Heim

Das hundertjährige Gebäude als Heim der Standarte 6

«Inmitten des lärmenden Grossstadtbetriebes um den Alexanderplatz liegt in ruhiger Beschaulichkeit einer der ältesten Stadtteile der Hauptstadt, der sogenannte Fischerkietz. Nicht immer herrschte hier dieser Friede. Aus dem Osten der Stadt waren die Kommunisten gekommen, hatten Umzüge veranstaltet und den Fischerkietz besetzt.

In [diese einstige kommunistische Hochburg](#) ist heute die SA.- Standarte 6 eingezogen und hat sich ein Heim gebaut, das den Namen des Mannes trägt, der die Standarte in der schweren politischen Kampfzeit geführt und mit ihr den Fischerkietz befreit hat – Richard Fiedler. Zwar ist er heut Oberführer, aber in treuer Kameradschaft bleibt er mit seinen alten Kameraden verbunden. Fast jeder SA.-Mann der Standarte 6 hat an dem Ausbau dieses Heimes an seinem Teil mitgeholfen. Bei der Betrachtung des Heimes von aussen würde man kaum glauben, dass so viele Räume trotz der Anzahl von Treppen zur Verfügung stehen. Unter der Leitung von Oberscharführer Reimers, den die Kameraden scherzhaft mit ,Stabs-

architekten' betiteln, ist aus einem **völlig verdreckten**, fast 100 Jahre alten Haus – es steht übrigens unter Denkmalschutz – ein sauberes, helles Heim entstanden. Mit unbändiger Freude hatten sich die SA.-Männer daran gemacht, ihr Heim zu verschönen. Da standen sie zusammen bei der Arbeit, da holte der Akademiker dem Tischler das Holz heran und der Arbeiter dem Akademiker die Geräte für die Zeichnungen. Alle ermunterten sich gegenseitig zu schneller Arbeit.

Wie wenige Heime hat das Richard-Fiedler-Heim einen Unterrichtsraum mit Oberlichtbeleuchtung und Kinostühlen für ungefähr 50 Mann. Ausserdem enthält es ein Wachtzimmer, zwei Schreibzimmer, Wohnzimmer für den jetzigen Führer der Standarte, Standartenführer Markus, und zwei Obertruppführer, ein Ordonnanzzimmer und den sogenannten ‚Dachgarten‘. Man hat einen schönen Umblick über den alten Stadtteil, auf das Pfarrhaus des Vaters von Horst Wessel, auf den Jüdenhof, auf dem Horst Wessel seinen Sturm immer antreten liess. Von fern dringt der Lärm der Grossstadt in dieses Eckchen, umgeben von den Steinpalästen des 20. Jahrhunderts. Nun aber herrscht wieder Friede. Wenige Häuser weiter erzählt das Revolutionsmuseum der Standarte 6 vom Kampf, der einst hier getobt hat.

Frei und hell schallen jetzt SA.-Lieder im einstigen Antikriegs-Museum. Als Richard-Fiedler-Heim ersteht es nun als Heimstätte für die Männer, die in treuer Kameradschaft die Aufgaben erfüllen, die ihnen unser Führer Adolf Hitler gestellt hat.»

Auf dem Bild, das Minister Göbbels in seinem «Angriff» vom 25. März 1933 veröffentlicht, sieht man den Oberführer Richard Fiedler, umgeben von seinen «Adjutanten». Breitbeinig, mit umgeschnalltem Revolver, stehen die «Erneuerer Deutschlands» vor dem Eingang des «erstürmten» Friedenshauses. Der Oberführer Richard Fiedler – der Mittelste von den dreien – ahnt nicht, dass ihn selbst bald sein Schicksal erreichen wird.

Der Gekrönte — erschossen!

Am 30. Juni 1934 wurde der »verdienstvolles Oberführer Richard Fiedler von seinen »treuen Kameraden« erschossen, nachdem sie ihn vorher halbtot geprügelt hatten!

Der Mann, der wehrlose Gefangene in seinem »RICHARD-FIEDLER-HAUS« peitschen ließ - er mußte am eigenen Leibe spüren, welche fürchterlichen Martern seine unglücklichen Opfer zu ertragen hatten.

Fiedler wurde niedergeknallt — so wie er andere Menschen niederknallte.

Gottes Mühlen mahlen langsam!

Die Insignien »RICHARD-FIEDLER-HAUS« mußten »mit Hammer und Meißel« entfernt werden, so wie er einst die Insignien am «Anti-Kriegs-Museum» entfernte. Niemand darf den Namen des Mannes erwähnen, der einen schmachvollen Tod starb.

Niemand kennt den Ort, wo seine Gebeine verscharrt sind.

Richard Fiedler
hat den Kampf aufgegeben.

»Bald wird nichts mehr erinnern an das Wirken des Herrn Fiedler, des Ministers Göbbels und ihrer Freunde.«



Gottes Mühlen mahlen weiter...
immer weiter...

«Im neuen Geiste» . . .

Die Hitlerkaserne im ehemaligen «Anti-Kriegs-Museum»

Der «neue Geist» war eingezogen in das ehemalige Haus des Friedens. Auf den Fensterbrettern, wo einst Blumen standen, lagen jetzt schussbereite Mordwaffen. An den Wänden hingen Stahlruten und Gummiknüppel.

Das ganze Haus wurde zu einer berüchtigten Folterkammer der Nazis.

Bald schleppten sie die ersten Gefangenen an: Bürger aus der Nachbarschaft, die in Verdacht des Pazifismus standen.

Entsetzliche Schmerzensschreie der Gefolterten hallten durch die ehemals so bedrückend stillen Räume. Bewohner der benachbarten Häuser verliessen ihre Wohnungen, um die fürchterlichen Schreie, die durch alle Mauern und Wände drangen, nicht mehr mit anhören zu müssen.

Ein Reichsbannermann, der im Verdacht stand, mit Ernst Friedrich befreundet zu sein, wurde aus seiner Wohnung geholt und unter Triumphgeheul in diese Hitlerkaserne geschleppt. Es gelang den braunen Sadisten, ihrem Opfer unter Peitschenhieben das Geständnis zu erpressen, dass er Ernst Friedrich *kannte*. Dieses «Geständnis» genügte, um den Unglücklichen bis zur völligen Bewusstlosigkeit zu schlagen. Einige Eimer kalten Wassers wurden über seinen nackten, blutenden Körper gegossen.

Er kam wieder zur Besinnung. Dann begannen die Folterungen wieder von neuem – *bis der Mann wahnsinnig wurde!* Von seinen Freunden hörte ich später, dass der Max H... seit den erlittenen Martern an Verfolgungswahn leide. Sie erzählten, wie er nachts «auf allen Vieren kriechend» aus dem ehemaligen «Anti-Kriegs-Museum» kam. Die Freunde glaubten erst einen Betrunknen vor sich zu sehen, der sich auf der Erde wälzt.

Als sie Max H... erkannten und ihm aufhelfen wollten, schrie er vor Schmerzen auf. Der ganze Körper war von Peitschenhieben und Stahlruten völlig zerschla-

gen. Nirgends durften sie den Misshandelten anfassen. Auf den Füßen konnte er nicht gehen, weil die Unmenschen ihm auch die entblößten Fusssohlen zerschlagen hatten. So musste Max H... nach Hause kriechen. Seit diesem Tage leidet der Arme an Verfolgungswahnsinn. Er will keinen Menschen mehr eehen. Wenn es an seiner Stubentür klopft, kriecht er schnell unter den Tisch; er fürchtet, wieder in die Hitlerkaseme geholt zu werden. Die Fensterläden seiner Wohnung hält Max H... auch am Tage geschlossen. Es ist ständig finster in seinem Zimmer, in dem er in irgendeiner Ecke hockt, um bei dem geringsten Geräusch unter den Tisch zu flüchten.

Man muss wissen, dass Max H... ein grosser, stattlicher Mann war. Ein ehemaliger Sportler, kräftig und gesund, haben die «Erneuerer Deutschlands» ein irrsinnig-lallendes Kind aus ihm gemacht.

Einen anderen Gesinnungsfreund sprach ich. Er hatte den Krieg vier Jahre lang als Frontsoldat mitgemacht, war mehrfach wegen Tapferkeit und Verwundungen ausgezeichnet, zuletzt zum Offizier befördert. Auch ihn schleppten sie als «Pazifistenschwein» ins ehemalige «Anti-Kriegs-Museum», um ihn fürchterlich zu misshandeln und ihm zu zeigen, welch «neuer Geist» jetzt dort herrsche.

Sein einziges Verbrechen war seine pazifistische Gesinnung. «Strafverschärfend» war seine Aufrichtigkeit

Ob er das Schwein Ernst Friedrich gekannt habe?

Auf seine bejahende Antwort sauste ihm ein Peitschenhieb mitten ins Gesicht. Dann musste er das «Horst-Wessel-Lied» singen, dessen Text er natürlich nicht kannte. Der Führer der Bande hielt es für angebracht, ihm den Text mit Peitschenhieben «einzubläuen».

Endlich befahl man dem halb Ohnmächtigen, sein «letztes Vaterunser» auf den Knien zu beten, denn er werde in fünf Minuten aufgehängt.

Wieder ein anderer Pazifist wagte mir nicht zu erzählen, was sie Entsetzliches mit ihm im ehemaligen «Anti-Kriegs-Museum» angestellt hatten.

«Ich kann es dir nicht sagen – ich *schäme* mich – selbst unter Männern – davon zu sprechen. Seit diesem entsetzlichen Erlebnis trage ich immer *das* hier bei mir» (der Freund zog aus seiner Westentasche eine blanke Rasierklinge). «Holen sie mich wieder, dann mache ich unterwegs Schluss. Noch einmal kann ich das nicht durchmachen. Ich schneide mir lieber die Pulsader durch.»

Auch Frauen wurden in diese Folterkammer Richard Fiedlers geschleppt, um den «Pazifistenhuren» zu beweisen, dass jetzt ein «neuer Geist im alten Hause» herrscht.

Wenn die Misshandelten dann entlassen wurden, mussten sie auf einem Zettel unterschreiben, dass man sie *nicht* geschlagen hat.

«Wenn wir gewusst hätten, dass wir das Haus von Ernst Friedrich mal als unser «Sturmlokal» einrichten würden, dann hätten wir's nicht so demoliert», gestanden einige Nazihelden ganz offen.

«Bloss schade, dass wir den Friedrich noch nicht zwischen unsere Finger gekriegt haben. Aber das Schwein werden wir wohl nicht mehr lebend erwischen, den haben sie ja schon in Schutzhaft fertig gemacht.»

Tatsächlich lag ich schon längst in der «Wanzenburg» – einem ganz alten, völlig verwanzten ehemaligen Zuchthaus – auf dem Sterbelager.

Warum kam ich in «Schutzhaft»?

Warum wurden Ende Februar 1933 – gleich mir – Zehntausende eingesperrt, die absolut *nichts* verbochen hatten?!

Am 5. März, dem Tage der Reichstagswahl, waren es bereits *Hunderttausende*, die in SA.-Kasernen, Gefängnissen und Zuchthäusern festgenommen und somit *an der Ausübung ihres Wahlrechtes brutal gehindert* wurden.

Unter den Verhafteten befanden sich sämtliche Führer und Abgeordnete der Kommunistischen Partei, die man somit hinderte, Wahlpropaganda zu machen. Darüber hinaus wurden alle Führer der Linken in «Schutz»haft genommen.

Warum? Warum??

Die Antwort ergibt sich von selbst, wenn man weiss, dass es den Nationalsozialisten am 5. März darauf ankam, unbedingt die absolute Mehrheit zu erringen.

Unter normalen Verhältnissen, ohne Wahlbehinderung und Terror, ohne Lüge und Brandstiftung – das wussten die Nazis – wäre das Wahlergebnis eine gewaltige Niederlage für sie geworden, denn schon bei der vorangegangenen Wahl, am 6. November 1932, hatten sie zwei Millionen (!) Stimmen verloren und 34 Abgeordnetensitze eingebüsst!

Diese Schlappe galt es am 5. März mit allen Mitteln wieder gut zu machen.

Wie das geschah, darüber äusserte sich der Ministerpräsident Göring in einer Rede, die er zwei Tage vor der Wahl, am 3. März, in Frankfurt a. M. hielt.

Er sagte wörtlich:

«Meine Massnahmen werden nicht angekränkt sein durch juristische Bedenken oder Bureaucratie. Ich habe keine Gerechtigkeit zu üben, sondern nur zu vernichten und auszurotten.»

Wenn alle Führer der Linken «vernichtet und ausgerottet» waren, oder hinter Schloss und Riegel steckten, wenn das ganze Volk «ohne juristische Bedenken» durch Görings «Massnahmen» unterdrückt und eingeschüchtert war, dann, nur dann konnten die Nationalsozialisten die Wahl am 5. März wagen. Aber nahezu 20 Millionen marxistische Wähler konnte man nicht einfach totschlagen.

Göring musste sich begnügen, «Köpfe rollen» zu lassen und einige hunderttausend Menschen einzusperren.

Auch das ging nicht so ohne Weiteres, denn noch lebte Hindenburg, der alte Reichspräsident, der für einen offensichtlichen Verfassungsbruch nicht zu haben war.

Brandfackeln her!

Keine juristischen Bedenken!!

Der greise Feldmarschall, der gewohnt war, durch ein Scherenfernrohr die Bewegungen an der Front zu beobachten, konnte mit seinen blossen, schwachen Augen nicht die Manöver verfolgen, die Göring auf zog.

Der Reichstag brennt!

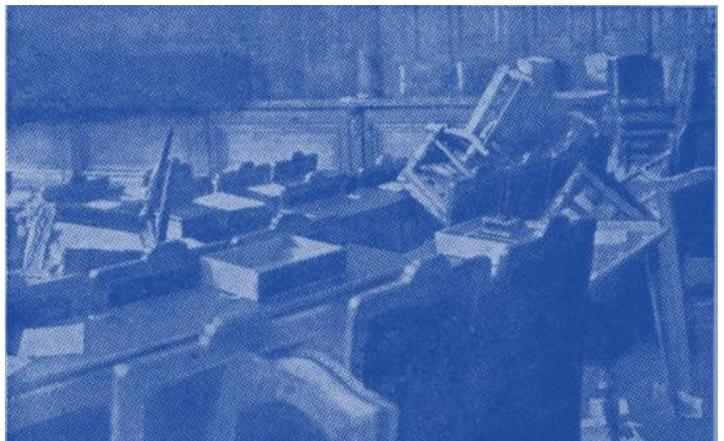
Keine angekränkelte Massnahme!!

Beim grellen Feuerschein des brennenden Parlaments unterschrieb der alte Herr mit zitternder Hand das «Schutzgesetz» vom 28. Februar 1933.

Gestern noch nannte der Volksmund den Reichstag eine «Quasselbude».

Wüste Beschimpfungen gehörten längst zum guten Ton dieses lächerlich gewordenen Hauses. Regelrechte Boxkämpfe der gegnerischen Parlamentarier waren an der Tagesordnung. Nationalsozialistische Abgeordnete lieferten hier die so beliebt gewordenen «Saalschlachten» mit den Kommunisten.

Im *preussischen* Parlament dienten sogar Tintenfüsser, Stühle und selbst Kronleuchter als Wurfgeschosse.



Das deutsche Volk nahm die «Quasselbude», in der doch nur grober Unfug angestiftet wurde, nicht mehr ernst.

Und dieses angesengte Kasperletheater, über das die Nationalsozialisten selbst lachten, musste jetzt herhalten, um Hindenburg die Unterschrift abzurufen für ein «Schutzgesetz», mit dessen Hilfe es Göring möglich war, «ohne juristische Bedenken zu vernichten und auszurotten.»

Görings Parteigenossen töteten – nach den amtlichen Berichten der deutschen Nachrichtenbureaus – in den letzten Tagen, bis zum 5. März: 51 Gegner.

Diese «Ausrottung» hatte ein zu langsames Tempo.

Göring befahl seinen Polizisten, die SA. «bei jeder Betätigung für nationale Zwecke» (wie etwa die Zerstörung des «Anti-Kriegs-Museums») «nach allen Kräften zu unterstützen».

Göring befahl schießen! – schießen!!

«Polizeibeamte, die in Ausübung dieser Pflichten von der Schusswaffe Gebrauch machen, werden, ohne Folgen des Schusswaffengebrauchs, von mir gedeckt; wer hingegen in falscher Rücksichtnahme versagt, hat dienststrafrechtliche Folgen zu gewärtigen. Jeder Beamte hat sich stets vor Augen zu halten, dass die *Unterlassung* einer Massnahme *schwerer* wiegt als begangene Fehler in der Ausübung.»

Unter solchen ungleichen und ungerechten politischen Verhältnissen, die es den Polizisten zur Pflicht machten, die Wahlpropaganda der Nationalsozialisten «nach allen Kräften zu unterstützen» –, während die politischen Gegner niederzuschüssen, zu vernichten und auszurotten, oder in «Schutz»haft zu stecken sind, – unter Wahlbehinderung und Wahlbeeinflussung – hofften die Nazis auf einen gewaltigen Sieg.

Hinzu kamen die Auflösungen nazifeindlicher Wahlversammlungen, das Verbot gegnerischer Zeitungen. Durch das famose «Schutzgesetz» konnten Görings Polizisten und Parteigenossen bis in die privatesten Gemäcker der Staatsbürger hineinschnüffeln. Persönliche Freiheiten wurden beschränkt. Das Recht der freien Meinungsäußerung – beschränkt. Das Brief-, Post-, Telegraphen-

und Fernsprechgeheimnis – aufgehoben. Haussuchungen und Beschlagnahmen konnten jederzeit angeordnet werden. Beschränkungen des Eigentums waren «auch ausserhalb der sonstigen gesetzlichen Grenzen zulässige.

Mit einem Wort: der nicht nationalsozialistische Wähler war vogelfrei!

Wenn man das alles bedenkt, dann ist das Wahlergebnis vom 5. März für die Nationalsozialisten – trotz ihres täglichen Rundfunktrommelfeuers auf die Ohren der verängstigten und eingeschüchterten Hörer, trotz des gesamten Staatsapparats, der ihnen ganz allein zur Verfügung stand – ein gewaltiger Misserfolg, denn sie erreichten statt der erwarteten absoluten Mehrheit nur 43,9% aller abgegebenen Stimmen.

Bei einer, von der Hitlerregierung völlig beeinflussten Wahl, mit Hitler als Spitzenkandidat, *noch nicht einmal die Hälfte* aller abgegebenen Stimmen!

Fürwahr ein recht kläglicher Erfolg!

Von 647 Sitzen errangen die Nationalsozialisten nur ganze 288!

Nur zusammen mit den Deutschnationalen hatte das «Kabinett der nationalen Konzentration» eine knappe, absolute Mehrheit: noch nicht einmal ganze 52%. Die Sozialisten erhielten – trotzdem ihre Presse verboten war – 120 Sitze! Sie zogen als *zweitstärkste* Fraktion in den Reichstag. Die Kommunisten brachten es – trotzdem sie nicht die allergeringste Wahlpropaganda betreiben konnten – auf 81 Mandate!

Die *drittstärkste* Fraktion!!

Da die Nationalsozialisten *allein* die absolute Mehrheit im Reichstag haben wollten, so steckte Göring mit Hilfe des «Schutzgesetzes» einfach die ganze kommunistische Fraktion in «Schutz» haft. Der Ministerpräsident raubte damit – «ohne juristische Bedenken» – einem Achtel der deutschen Wählerschaft seine gesetzliche Vertretung!

Nur durch diese gewaltsame Fernhaltung aller kommunistischen Reichstagsabgeordneten erreichten die Nationalsozialisten das von ihnen gewünschte Ergebnis: statt 647 Abgeordnete gab es jetzt – abzüglich der hinausgeworfenen 81 Kommunisten – nur noch 566. Bei dieser Zahl hatten die Nazis mit ihren 288 Mandaten allein die absolute Mehrheit.

So kam die Hitler-Regierung zur Macht!!

So «siegten» die Nationalsozialisten!

Der Reichstagsbrand verhalf ihnen zum «Schutzgesetz».

Mit dem «Schutzgesetz» erschlichen sie sich die «absolute Mehrheit». Die «absolute Mehrheit» gab ihnen die Macht zur weiteren «Vernichtung und Ausrottung» ihrer politischen Gegner.

Darum also kamen hunderttausende «unliebsame Elemente» in Schutzhaft: *vor* der Wahl, um ein recht günstiges Wahlergebnis zu erschleichen und *nach* der Wahl, um das Volk ständig in Angst und Schrecken zu erhalten.

Dass man in einer einzigen Nacht, am 28. Februar, fast *alle* Führer *aller* linken Parteien und Organisationen verhaftete, beweist zur Genüge, dass diese Verhaftungen auf Grund von «Schwarzen Listen» vorgenommen wurden, die die Nazis bereits *vor* Hitlers Machtergreifung in Händen hatten.

Die Massenverhaftungen waren in ihrem Programm ebenso vorgesehen, wie Reichstagsbrand und «Schutzgesetz».

Auf Grund eines Aktionsprogrammes, zu genau festgesetzter Zeit, folgten Schlag auf Schlag: Reichstagsbrand, Verhaftungen, Schutzgesetz – alles innerhalb weniger Nachtstunden!

Warum gehörte ich zu den Verhafteten?

Ich hatte ja mit dem ganzen Wahlrummel und der Parteipolitik absolut nichts zu tun!

Es wurde mir bald klar, dass ich als *Geisel* festgenommen war. Später sagte man mir ganz unverblümt, dass man mich erschiessen würde, sobald ich «dran bin».

Ich hatte die Nummer 90.

Auf dem Polizeipräsidium, wohin die sechs Krimmis mich gebracht hatten, war Hochbetrieb. Immer neue Geiseln schleppten sie heran. Den Dichter Erich Mühsam, den Stadtarzt Dr. Hodann, den Abgeordneten Schneller, den Rechtsanwalt Hans Litten, *alle aus ihren Betten heraus verhaftet* – ein sicherer «Beweis» für die hochverräterischen, umstürzlerischen Absichten der Festgenommenen.

Immer mehr brachten sie: Politiker und Schriftsteller, Parteifunktionäre und Ärzte. Kommunisten, Syndikalisten, Anarchisten, Pazifisten, Parteilose – bildeten jetzt eine «Einheitsfront».

Friedlich und kameradschaftlich waren nun alle beieinander. Auf den langen Bänken des Korridors – die Zimmer waren schon alle überfüllt – sassen sie und kannten nun keine Parteiunterschiede mehr. Jetzt, wo es zu spät war.

Als genügend beisammen waren, wurde alles auf Lastautos verladen und unter starker polizeilicher Deckung nach der «Wanzenburg» gebracht.

Die «Wanzenburg»

Der Name bürgt für Qualität.

Ein früheres Zuchthaus, wegen Baufälligkeit seit Jahren nicht mehr «bewohnt», unhygienisch, an Stelle der Toiletten stinkende Kübel in den Zellen, vom Dach bis zum Keller voller Ungeziefer – das war die «Wanzenburg».

Was man Zuchthäuslern nicht mehr anzubieten wagte: für uns «Schutz»häftlinge waren diese verwanzten, stinkenden, dunklen Zellen gerade gut genug.

Die völlig ausgetretenen, morschen Fussbodenbretter sperren weit auseinander, in den Spalten nistete das Ungeziefer.

Die ungestrichenen Bretter waren so sehr ausgetreten, dass sich tiefe Gruben gebildet hatten. Die harten Äste im Holz ragten wie Katzenkopfpflaster aus dem Fussboden und machten das Auf- und Abgehen zur Qual.

Strenge Einzelhaft.

Niemand durfte mit uns sprechen. Selbst die kriminellen Gefangenen, die unsere Kübel aus den Zellen holten, die uns das Essen reichten, selbst sie durften kein Wort mit uns wechseln.

Stumm verrichteten sie ihren Dienst.

Auf die bescheidenste Frage – keine Antwort!

«Bitte, wie spät ist es?» – Keine Antwort.

«Welchen Tag haben wir heute?» – Keine Antwort.

Wie in einem Totenhouse.

Wir waren lebendig begraben!

Todeskandidaten. Geiseln.

Niemand durfte uns sehen. Nur alle vier Wochen gestattete man den Frauen, ihre eingesperrten Männer – im Beisein eines Beamten – zu sprechen. Wenige Minuten.

Diese «Sprecherlaubnis» hatte wohl mehr den Zweck, unseren Angehörigen zu beweisen, dass wir noch lebten. Noch –!

Wie wir lebten, darüber durfte nicht gesprochen werden.

Ob wir gefoltert wurden?

Zum Beweise, dass man uns nicht marterte, gestattete man einmal einem ausländischen Pressevertreter, uns zu interviewen.

Es war der Schwager von Göring.

In einem besonderen, ungezieferfreien, sauberen Zimmer wurden einige prominente Schutzhäftlinge diesem Herrn vorgeführt:

«Ob wir geschlagen werden?»

Wir konnten mit gutem Gewissen mit «nein» antworten. Niemand von uns war (*bis zu dieser Stunde!*) geschlagen worden.

Aber später – als der Besuch weg war – hatten die meisten «Schutz»häftlinge die grässlichsten Marterungen zu erdulden.

Mein Freund Erich Mühsam wurde totgeprügelt!

Thälmann und Schneller wurden fürchterlich gepeitscht und gequält!

Ich lag in einer völlig verwanzten, vom Ungeziefer und Kübel stinkenden, finsternen Zelle auf dem Sterbebett!

Der Gefängnisarzt, den Gefangenen als «Pferdedoktor» bekannt, kam mich nur zweimal wöchentlich besuchen. Richtiger gesagt: er kam nur zweimal wöchentlich nachsehen, ob ich nicht schon tot sei.

Dabei pflegte er stets nur die Zellentür aufzuschliessen – in der brutalen geräuschvollen Art, wie eben ein Pferdedoktor einen Stall aufschliesst – blieb im Türrahmen stehen, sah mich liegen und er mahnte mich kurz, «recht ruhig» lie-

gen zu bleiben, niemals aufzustehen, das kranke Bein «absolut nicht zu bewegen», weil das sonst mein «sofortiger Tod sein könnte». (Ich hatte eine schwere Thrombose!)

Die notwendige Behandlung des schwerkranken Beines hatte ich selbst zu besorgen.

Der Arzt «verordnete» nur, dass meine Waschschüssel mit essigsaurer Tonerde gefüllt wurde. Mit meinem Handtuch musste ich mir die kühlenden Umschläge selbst machen.

Nach einigen Tagen kam der Pferdedoktor wieder nachsehen, ob ich noch lebe. «Na –?»

Das sollte heissen: «Noch nicht tot?»

Er blieb, wie immer, an der Tür stehen.

Wahrscheinlich, damit er nicht ein paar Wanzen abbekam, die von der Decke fielen wie Hagelkörner vom Himmel.

«Haben Sie noch essigsaurer Tonerde?»

Ich konnte kaum schnell genug antworten – da war er schon wieder weg.

Nach einigen Tagen wieder dieselbe «Visite»: «Stehen Sie niemals auf, jede Bewegung kann ihr Tod sein.»

Dabei musste ich täglich mehrmals aufstehen: wenn die Tür aufgeschlossen wurde, um das Essen hereinzunehmen, wenn ich den Kübel in der Ecke benutzen wollte, wenn mich die eklichen Wanzen zu sehr plagten.

Von einer Reinigung oder Lüftung meiner Zelle war schon längst, keine Rede mehr.

Eines Tages polterten draussen auf dem Korridor schwere Kommissstiefel.

Der Schlüssel fuhr brutal ins Schloss meiner Zellentür. Aber es wurde nicht aufgeschlossen.

«Lasst den liegen, der ist nicht transportfähig,» erklärte der Wärter und eine andere Stimme: «Der schiebt sowieso bald ab.»

Dann wurde rechts nebenan aufgeschlossen: «Machen Sie sich fertig, zum Verhör.»

Geisel Nr. 91 kam an die Reihe...

Am Abend brachten sie Nr. 91 wieder: zwei Mitgefangene mussten ihn stützen.

Er sagte kein Wort, er klagte nicht. Wie in einer tiefen Narkose brachten sie ihn, legten ihn auf die Pritsche und gingen.

Am nächsten Morgen lag er auf dem Fussboden in seinem Blut: er hatte sich die Pulsadern an beiden Händen geöffnet.

Erich Mühsam lag in meiner Abteilung.

Als ich noch nicht krank war, gingen wir zusammen in der täglichen «Freistunde» spazieren.

Richtiger gesagt: sie jagten uns, täglich 20 Minuten, in einem grossen Kreise herum. Immer hintereinander, mit einigen Metern «Abstand», damit wir nicht miteinander sprechen konnten. Aber mein tägliches «Guten Morgen, Erich» raunte ich ihm doch zu.

Und als Erich Mühsam eine «Freistunde» vor mir im Gefängnishof herumrannte, kletterte ich immer zu meinem Zellenfenster hinauf und rief schnell mein «Morgen Erich» dem Freunde zu.

Das erforderte viel Akrobatik und musste sehr geschickt und fix gehen, denn die Wächter im Hof sahen zu den Zellenfenstern hinauf, um den täglichen Rufer endlich einmal zu erwischen.

Das hätte dann im «Prügelkeller» eine fürchterliche Strafe gegeben. Aber sie haben mich zum Glück nie erwischt, so sehr sie auch aufpassten.

Täglich erhielt mein Freund sein gewohntes «Morgen Erich»!

Den anderen Gefangenen, die mit Erich Mühsam im Kreise herum rennen mussten, galt der Ruf gleichermassen. Sie lachten jedesmal, wenn die Wächter vergeblich ihre Häuse zu den Zellenfenstern hinaufstreckten und wenn dann plötzlich, ganz unvermutet und laut: «Morgen Erich» die unbekannte und doch bekannte Stimme rief.

Ach, es war so sehr selten eine Gelegenheit zum Lachen in diesem finsternen Hause ...

Später, als ich krank lag, hörte ich manchmal, wenn im Hause alles still war, die erste «Freistunde» im Hof herumlaufen. Da war Erich Mühsam dabei. Ich glaubte oft, die kleinen trippelnden Schritte des alten Freundes herauszuhören...

Da ich nicht mehr auf stehen konnte, schrie ich, auf der Pritsche liegend, aus Leibeskräften zum Fenster hin: «Morgen, Erich!»

Ob er meine Stimme gehört hat ...?

Eines Nachts wurde Erich Mühsam aus seiner Zelle geholt.

Am nächsten Morgen fehlte er in der «Freistunde».

Ich brauchte nicht mehr zu rufen.

Monate darauf las ich folgende kurze Notiz in einer Nazi-Zeitung: «Der Schriftsteller Erich Mühsam, der sich in Schutzhaft befand, hat seinem Leben durch Erhängen ein Ende gesetzt. Er stand im 57. Altersjahre.»

Lüge!

Erich Mühsam hat sich nicht selbst entleibt!

Wer diesen aufrechten, selbstlosen Menschen kannte, der weiss, dass Mühsam keinesfalls selbst Hand an sich gelegt hatte, sondern *dass ihn die braunen Barbaren zu Tode gefoltert hatten!*

Drei Freunde vor Gericht

Links: Rechtsanwalt Hans Litten (Verteidiger), in der Mitte: Ernst Friedrich (Angeklagter), rechts: Erich Mühsam (Entlastungszeuge) während eines Gerichtsprozesses im Jahr 1929



Erich Mühsam war der Tapferste und Erfahrenste unter uns. Er war von Anfang an auf ein *jahrelanges* Märtyrium gefasst! Als ich ihn das letzte Mal sprach – es war bei unserer gemeinsamen «Vorführung» zum dänischen Pressevertreter, da sagte er zu mir: «Ernst, das wird jahrelang dauern! Die machen es in Deutschland, wie sie es in Italien gemacht haben.»

Nur in einem hatte sich Erich Mühsam getäuscht: *Die Nationalsozialisten haben tausendfach brutaler und gemeiner gewütet, als die Fascisten in Italien!*

Trotzdem! Trotz alledem: Erich Mühsam hat geduldig alle Demütigungen und alle Martern ertragen, und niemals kam ihm der Gedanke, sich das Leben zu nehmen. «Den Gefallen werde ich den Nazis nicht tun,» sagte er einmal zu mir und äusserte sich ebenso zu anderen Freunden.

Was für entsetzliche Quälereien hat er aushalten müssen? Welche gemeinen Erniedrigungen musste er über sich ergehen lassen?

Im Mai 1934 – über ein Jahr und drei Monate quälte man ihn schon – berichtet das «Internationale Befreiungskomitee» über Mühsams Märtyrium:

Ein beliebtes Spiel, das die SA.-Leute immer wieder mit ihm machen, besteht in folgender grauenhafter Quälerei: Ein Kreis von SA.-Leuten spuckt auf die Erde: ‚Mühsam, spiele mal wieder Hund und Fliegenfangen!‘ Dann soll der grausam Gequälte auf der Erde herumkriechen, er wird mit Schlägen dazu gezwungen, und wenn er vor Schmerzen stöhnt, dann heisst es: ‚Der Hund hat gebellt.‘ Danach versuchen die SA.-Leute ihn zu zwingen, ihren Speichel aufzulecken. Sie pressen sein Gesicht auf den Boden, und wenn er sich in ungeheurem Ekel erbricht, wird er mit den schweren genagelten SA.-Stiefeln getreten, bis er zusammenbricht. Erich Mühsam ist trotz dieser wiederholten grausamen Misshandlungen und Quälereien nicht gebrochen. Er ist durch keinen Terror dazu zu bewegen, seiner Überzeugung zu entsagen. Umso grösser ist die Gefahr für sein Leben. Alle gerecht und ehrlich denkenden Menschen kennen die Grösse der Gefahr und werden alles tun, um ihn aus seinem grauenhaften Märtyrium zu befreien.»

Leider war es nicht möglich, Erich Mühsam den Händen seiner Peiniger zu entreissen. Die Barbaren haben ihn zu Tode gefoltert... in der «Schutz»haft! Die Wahrheit über den Tod Mühsams berichtet Dr. Kurt Hiller in Nr. 41 der «Weltbühne».* Hiller, der mit Mühsam lange Zeit zusammen in Oranienburg in «Schutz»haft war, schreibt u.a.:

«... ich musste erleben, wie dieser schwerhörige ältere Mann misshandelt wurde. Ich werde nie den Anblick vergessen, den er bot, als er fahl über einen dieser Zuchthaushöfe wankte, ein Ohr durch Schläge zu einer dicken, unförmigen Masse aufgeschwollen, zu einer Fleisch-Halbkugel geklumpt...

Am 12. Juli brachten Berliner Blätter die Nachricht, er habe sich im Lager erhängt. Als ich das las, war mir sofort klar, dass es eine Unwahrheit sein müsse. Nicht nur aus allgemeinen Gründen; Mühsams Naturell widerstrebt dem Selbstmord. Er hatte in Jahrzehnten vieles erlitten und überstanden (zum Beispiel sieben Jahre Festung in Kahr-Bayern); wenn die fürchterlichen Misshandlungen von Brandenburg ihn nicht zu zermürben vermochten, um wieviel weniger konnte die glimpflichere Atmosphäre von Oranienburg einen Entschluss in ihm erzeugen, für den es in seiner Natur keinen Boden gab! Selbst wenn ‚Himmelstoss‘ ihn zum zweiten Male zwang, sich den geliebten Vollbart abrasieren zu lassen, wenn Herr Stahlkopf ihm während der letzten Wochen doch wieder ins Gesicht schlug – nach allem Vorangegangenen und bei Mühsams sanguinischem Temperament reichten diese Geschehnisse zum Selbstmord zweifellos nicht aus.

Meine Überzeugung wurde erhärtet durch Mitteilungen, die ich bald darauf erhielt. Mitteilungen von zwei Seiten, beide unabhängig voneinander, beides unbezweifelbar zuverlässige Personen, das Gegenteil von Schwätzern, Wichtigtuern, Gerüchtemachern. Ihr Zeugentum, daher auch ihr Zeugnis, ist unanfechtbar.

Folgendes trug sich zu:

Montag, am 9. Juli, wurde Mühsam zu dem neuen Lagerkommandanten Eicke gerufen. Kreideweiss, zitternd kehrte er in den Tagesraum zu den Kameraden zurück: Eicke hatte ihm in aller Ruhe befohlen, sich binnen achtundvierzig Stunden zu erhängen; widrigenfalls passiere etwas. Ein Teil der Kameraden versuchte ihn zu beruhigen, deutete den Befehl als einen der üblichen rohen Scherze. Andere nahmen ihn ernst, weil Mühsam, an Zynismen gewöhnt, ihn selber ernst nahm. Einer riet ihm, brüllend durch den Raum zu rennen: ‚Man will mich ermorden!‘ Man will

* «Die neue Weltbühne», Wochenschrift für Politik – Kunst – Wirtschaft, erscheint im 30. Jahrgang der «Weltbühne». Verlag in Prag X., Zvzkova 4e. Auslieferung in Zürich: Dr. Oprecht & Helbling A.G., Rämistrasse 5.

mich ermorden!' Hörten das hundert Menschen, meinte die ratgebende Person, dann würde man ihn zwar wohl aufs Grausamste peinigen, aber den Mord nicht wagen. Mühsam entschloss sich leider nicht, diesem Rat zu folgen. Einige Stunden später eröffnete ihm Eicke (nach anderer Version: dessen Adlatus Sturmführer Eckardt), man wolle nicht länger warten/ die Sache müsse bereits heute abend geschehen. Mühsam erhielt den Auftrag, abends nach neun, das heisst zu einer Zeit, wo die andern Schutzhäftlinge bereits schlafen mussten, mit der von ihm zu säubernden Uniformjacke eines SS.-Mannes und mit einem Strick im Zimmer des Kommandanten zu erscheinen. Mühsam säuberte die Jacke, besorgte sich (dieser Punkt bleibt mir unbegreiflich) beim Kompagnieführer der sechsten Kompagnie, also einem Gefangenen, befehlsgemäss eine Art Strick, eine Wäscheleine oder so, verabschiedete sich von den Kameraden und begab sich in das neben dem Schlafhaus liegende Verwaltungsgebäude. Er kehrte nicht wieder zurück/ am nächsten Morgen (Dienstag, 10. Juli) war sein Strohsack leer. Kurz nach Mühsams Fortgang, Montag abend, hatte Himmelstoss, wie üblich, die Kompagnie inspiziert/ auf seine Frage, ob alle zur Stelle, hatte er die Antwort erhalten: ‚Alle, ausser Mühsam!‘, worauf er geäussert hatte: ‚Das weiss ich, der hat jetzt Dienst.‘ Am Morgen, beim Wecken, fragte Himmelstoss auffälligerweise nach Mühsam. Als man ihm mitteilte, der sei nicht wiedergekommen, rief er: ‚Dann wollen wir ihn suchen!‘ Nahm sich ein paar Gefangene und ging mit ihnen spornstreichs über den Hof zum Klosetthaus. Dort hing Erich Mühsam, tot, gelb, den Hals an einen Balken geknüpft, der Körper längs einer der Holzwände, die Abteil von Abteil trennten. Himmelstoss tat überrascht. Nicht viel später wurde allen Gefangenen der Zutritt zum Klosetthaus verboten. In der Zwischenzeit hatte aber ein Kamerad, der durch seinen Beruf ein fachmännisches Urteil über das Knüpfen von Stricken besass, festgestellt, dass der Strick mit einer Kunst geknüpft war, wie sie dem manuell sprichwörtlich ungeschickten Mühsam niemand nur von ferne zutrauen konnte. Der Knoten musste das Werk eines Spezialisten sein. Auch war der Abstand zwischen Balken und Schädel zu gering, dass kein Lebendiger da hätte seinen Kopf hindurchzwängen können. Zum Überfluss erwies sich der Staub der Holzwand, an der die Leiche hing, als ungeschrammt. Die Zunge hing nicht heraus/ die Fäuste waren geballt. Übrigens hatten Kameraden der 6. Kompagnie, die in ihrer Besorgnis um Mühsam keinen Schlaf hatten finden können, beobachtet, dass in der Nacht das Licht auf dem Hof zweimal aus- und wieder angegangen war. Den Gefangenen, ohne jede Ausnahme, war klar, dass man Erich Mühsam im Kommandantenzimmer ermordet und die Leiche, um einen Selbstmord vorzutäuschen, im Klosetthaus aufgehängt hatte. Auch bei den abgesetzten, noch übergangsweise amtierenden SA.-Herren bestand hierüber nicht der geringste Zweifel. Aus ihren Äusserungen ging das hervor. Herr Stahlkopf, der in der Mordsache selbst ein halbwegs reines

Gewissen haben durfte, wurde von dem umso schlechteren, das er im Allgemeinen Mühsam gegenüber hatte, getrieben, zur eigenen Entlastung Erklärungen abzugeben, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig liessen. Himmelstoss war vermutlich weder Anstifter noch Mitwisser, hatte aber den Leichnam auf seinem Rundgang in der Frühe entdeckt und wünschte sich durch das «Suchen» ein Alibi zu schaffen, das freilich recht plump war. Das ausgedrehte Licht auf dem Hof bezeichnete die Minuten, während deren der Ermordete über den Hof getragen wurde, und den Rückweg der Mörder. Über die Methode der Ermordung sind einstweilen nur Vermutungen möglich. Im Lager herrschte die Auffassung vor, dass Mühsam beim Eintritt in das Kommandantenzimmer, das man übrigens durch ein um diese Stunde unbenutztes Vorzimmer betreten musste, von mindestens zwei Männern sofort gepackt und von einem dritten erdrosselt worden ist/ (vermutlich aber nicht mittels der von ihm mitgebrachten Leine, sondern auf andere Art.)

Mein Leiden verschlimmerte sich mehr und mehr. Die Hauptader unter dem linken Knie war gelb gefärbt: das sichere Zeichen einer Thrombose. Nach jedesmaliger Kübelbenutzung und der damit verbundenen starken Krümmung des kranken Beines war ich auf meinen Tod gefasst, der «Pferdedoktor» sagte ja, dass sich durch jede noch so geringe Bewegung in der Ader ein Blutgerinnsel lösen könne, was unweigerlich zu einer Embolie und damit zum Tode führen müsse. Warum lässt man mich *allein* in der Zelle liegen?

Warum gibt man mir keinen Pfleger?

Warum werde ich nicht ins Lazarett überführt?

Umso wenig als möglich aufstehen zu müssen, weigerte ich mich, das Essen hereinzunehmen. Da reichte man mir den Essnapf an die Pritsche. Ich ass fast nichts, um nicht so oft den Stuhl benutzen zu müssen. Schliesslich brachte ich es im Training mit der Nahrungsverweigerung so weit, dass ich nur alle Wochen einmal zum Kübel krauchte ...

Mein Gewicht nahm rapid ab.

Ich habe mich zum Hungerkünstler ausgebildet. Höchstleistung: 14 Tage absolut *nichts* essen.

Am Anfang des Hungerstreiks hatte ich Schmerzen: im Magen und im Kopf. Aber nach acht Tagen war alles überstanden. Ich lag bald völlig apathisch auf der Pritsche.

Nur das verfluchte, brutale Schlüsselgeklapper, wenn die Zellentür aufgeschlossen wurde, zerrte an meinen Nerven. Als ob jemand mit Stecknadeln in meinem Kopf herumkratzte.

Sonst war mir alles gleichgültig.

Nicht einmal die unzähligen Wanzen, die mit mir die Pritsche bevölkerten, störten mich mehr. Manchmal fiel eine von der Decke herunter. Mitten auf mein Gesicht.

Die ersten Tage und Wochen hatte mich der Pestgestank dieser Tiere angeekelt. Jetzt wischte ich das stinkende Ungeziefer von meinem Gesicht und döste weiter.

Der Rücken war von dem harten Lager längst wund gelegen.

Die Nahrungsverweigerung schwächte meinen Körper derart, dass ich nicht mehr denken konnte. Das war gut so. Das wollte ich.

Ich schlief sehr viel oder richtiger: ich döste sehr viel mit geschlossenen Augen. Ich dachte an nichts. Ich träumte von nichts. Mein ganzer Körper lag nach 14 Tagen Hungerstreik gewissermassen «in der Schweben». Ich hatte ein Gefühl, als ob ich nicht auf der Pritsche liege, sondern mitten in der Luft schweben.

Ich erinnerte mich schwach, als Kind auf dem Rummelplatz in einer Zauberbude «Aga, die schwebende Jungfrau» gesehen zu haben. So ungefähr sah ich mich in der Zelle schweben. Wenn ich immer die Augen starr zur Decke richtete, dann schwebte ich ganz bestimmt.

Einmal besuchte mich der Gefängnispfarrer.

Ich fragte ihn, wie man das mit Christentum vereinbaren könne, mich seelisch und körperlich so zu martern, obwohl mein ganzes Verbrechen nur meine Friedensliebe sei. Auch Adolf Hitler betont immer wieder der ganzen Welt, dass er ein aufrechter Friedensmensch sei und trotzdem verfolgt er die Pazifisten.

Ich fragte ihn, ob es christlich gehandelt war, dass man mein Friedens-Museum zerstörte und mein Familienheim verwüstete, das Kinderzimmer zertrampelte, die Betten zerfetzte ...

Der gute Pfarrer glaubte, ich phantasiere. So etwas wäre ganz ausgeschlossen. So etwas käme in Hitler-Deutschland nicht vor.

Ich versicherte ihm, dass ich geistig noch völlig gesund sei und die Wahrheit spräche. Der Geistliche wollte es durchaus nicht glauben und verabschiedete sich mit dem Bemerkung, dass er sich selber bei der Staatspolizei erkundigen wolle, «ob so etwas» im neuen Deutschland schon vorgekommen sei.

Als er nach einigen Tagen wieder meine Zelle betrat, sagte er: «Tja, was Sie da neulich sagten, das stimmt ja – leider –, aber glauben Sie etwa, dass das Nationalsozialisten waren? Das waren sicher Kommunisten in gestohlener brauner Uniform.» Nach einer Weile fügte er hinzu: «Warum mussten Sie auch auf diese sonderbare Idee kommen, ausgerechnet in Deutschland so ein «Anti-Kriegs-Museum» aufzumachen? Wir sind ja doch alle gegen den Krieg und...»

«... Und warum hält man mich dann so lange eingesperrt, obwohl ich nichts weiter verbochen habe, als ein konsequenter Kriegsgegner zu sein?!»

Der gute Pfarrer verschwand schnell wieder, ohne mir eine rechte Antwort gegeben zu haben.

Ich blieb weiter in «Schutz»haft.

Mein Leiden verbesserte sich nicht – im Gegenteil. Jetzt war die ganze Hauptader bis weit in den Oberschenkel hinauf gelbbraun. Der «Pferdedoktor» kam nur noch jede Woche ein Mal nachsehen – ob ich *noch* nicht tot sei.

«Kann ich denn nicht endlich in die Lazarettabteilung gelegt werden, Herr Doktor?» fragte ich ihn wiederholt.

Worauf er jedesmal heftig verneinte. «Ausgeschlossen! Ganz ausgeschlossen! Sie müssen nur ruhig liegen bleiben. Das geht dann ganz von selbst wieder in Ordnung. Nur nicht das Bein bewegen und nicht senkrecht halten. Die allgeringste Bewegung könnte Ihr Tod sein.» Sprach's und ging.

Am andern Tag wurde die Zellentür aufgerissen. Der Wachtmeister brüllte mir irgendetwas zu und schloss sofort wieder ab. Nach kurzer Zeit wurde mein Kä-

fig wieder geöffnet: «Na – ham Sie denn nicht gehört? Sie soll'n aufsteh'n und sich fertig machen. Bettwäsche abzieh'n. Sie komm'n weg.»

Ich blieb natürlich liegen und wies auf die Unmöglichkeit hin, aufzustehen.

«Dann werden Sie eben getragen!»

Ich verlangte den Arzt.

Der sei heut' nicht im Gefängnis.

«Dann muss ich den Direktor sprechen.»

Der habe keine Zeit.

Ich protestierte vergeblich. Ich machte den Wachtmeister auf die eventuellen Folgen aufmerksam. Der Arzt habe mir jedes Auf stehen, jede Bewegung des Beines verboten, geschweige denn, dass ich jetzt die Treppen hinuntersteigen dürfe.

Umsonst. Er rief zwei Mitgefangene herbei und befahl ihnen, mich sofort und recht schnell anzuziehen.

«Man los – schnell, schnell! Unten wartet schon der Transportwagen.»

Sie kleideten mich an. Über das kranke, völlig gekrümmte Bein, das ich «absolut nicht bewegen sollte», wurde brutal die Hose gezogen. Die Stiefel über den nackten Fuss geschnürt. (Zum Strümpfe anziehen war keine Zeit mehr!) Jacke übergeworfen. Hut in die Hand gedrückt.

«Nun los!» befahl der Wachtmeister. «Los! Los!»

«Ich kann nicht.»

Ich hatte in diesem Augenblick mit meinem Leben abgeschlossen. Es erschien mir völlig unmöglich, dass ich diese Strapazen überleben würde.

«Packt ihn an und tragt ihn runter. Los, los!»

Ich wurde drei Treppen hinunterbugsiert.

Dabei pendelte das kranke Bein hin und her; sie stiessen es gegen das Treppengeländer.

Wie sagte doch der «Pferdedoktor»?

Unten standen etwa 40 Schutzhaftgefangene, in Reih' und Glied. Sie warteten auf mich. Die beiden Träger hängten mich zwei «Schutz»häftlingen um den Hals und ab ging die ganze Kolonne.

Im Gefängnishof stand ein Lastauto. Ich wurde neben den Sitz des Chauffeurs gepackt und über holperige Pflastersteine raste das Auto ...

Wohin?

Es muss Ende Mai gewesen sein.

Als man mich nach der «Wanzenburg» schleppte, war es Ende Februar. Es war kalt und winterlich.

Jetzt sah ich von meinem Chauffeursitz zum ersten Mal wieder Menschen auf den Strassen spazieren gehen. Im hellen Sonnenschein.

Eine Dame hatte ihren Sonnenschirm aufgespannt.

Kinder spielten «Murmeln» auf einem Platz. Der eine Junge könnte *mein* Kind sein. Er sah meinem Ernstei ganz ähnlich.

Schade, dass wir so schnell vorbeifuhren.

Die Bäume, die am Strassenrand standen, hatten alle schon grüne Blätter.

Und über allem strahlte die Sonne.

Gott – wie ist die Welt schön!

Ob der Chauffeur antwortet, wenn man ihn anspricht?

«Wohin fahren wir?»

«Nach Spandau!»

Er antwortet kurz, aber nicht unfreundlich. Es ist noch ein Beamter der alten Polizei.

Ein Glück, dass uns nicht Nazis transportieren.

Aber was will man in Spandau mit uns?

Meine grosse Körperschwäche, – mein krankes, herabhängendes Bein, – der Benzingestank, – das ungewohnte, grelle Sonnenlicht, – all das verwirrte meine Sinne ...

Mit Aufbietung aller meiner Kräfte hielt ich aus, bis das Auto in den Hof des Spandauer Gefängnisses einbog.

Wie ein Paket Knochen wurde ich von meinem Sitz einem Gefängnisbeamten heruntergereicht. Der Gefängnisinspektor kam hinzu. «Wen bringt Ihr denn

da?» Als er hörte, was mit mir «los» sei, sagte er sofort: «Na und da bringt ihr den Mann *hierher*? Der gehört doch ins Krankenhaus.»

Auf Befehl des Inspektors wurde ich zuerst «abgefertigt». Ich kam in einen Gemeinschaftssaal, in dem etwa 40 «Schutz»häftlinge lagen. Als die Zellentür wieder von draussen geschlossen wurde, umringten mich sofort die Genossen: «Wie heisst Du?» – «Du bist Ernst Friedrich?» – «Kennst du Kurt Hiller? Der ist vorige Woche hier entlassen worden.» – «Lehmann-Russbült war auch hier – ist auch schon entlassen.»

Ich wusste leider nichts Neues zu erzählen, ich kam ja aus langer Einzelhaft. Ein Gefangener kam auf mich zu.

«Weisst du, wer ich bin?» fragte er.

«Keine Ahnung.» Ich erinnerte mich nur dunkel, dieses Gesicht schon einmal irgendwo gesehen zu haben. «Wie heisst du?» fragte ich. «Dr. Bönheim», antwortete er, «du sprachst in der letzten Friedensversammlung gegen mich – aber das macht ja nichts» beeilte er sich hinzuzufügen.

Es war tatsächlich Dr. Bönheim, der ehemalige Chefarzt des Berliner Hufeland-Krankenhauses. Jetzt war auch er «Schutz»haftgefangener. Als berühmter Arzt hatte er die Vergünstigung, sich um das gesundheitliche Wohl der Schutzhaftgefangenen kümmern zu dürfen. Er konnte in allen Zellen Visite machen und vertrat so den Gefängnisarzt, der nur selten selbst kam, sondern sich regelmässig von Dr. Bönheim vertreten liess.

Ich hielt mich mühselig auf einem Schemel aufrecht.

«Was fehlt dir denn?» fragte Dr. Bönheim?

«Ach – bloss eine Venenentzündung» entgegnete ich.

«Was? – Bloss? – Ja Mensch, weisst du denn, was das heisst? – Zeig mal her?»

Bönheim untersuchte mich.

«Sofort hinlegen!» befahl er. «Menschenskind! Sofort hinlegen, – Bein hochpacken! Ich rufe inzwischen den Anstaltsarzt.»

Der Arzt kam und sah sofort, was mit mir los war. Dr. Bönheim stellte sich auf die andere Seite des Bettes. Die beiden Ärzte sahen einander recht merkwürdig

an. Der Anstaltsarzt schüttelte mit dem Kopf. «Sie können natürlich nicht hier bleiben. Ich lasse Sie sofort nach Moabit bringen, ins Gefängnislazarett.» Der Inspektor kam aufgeregt hinzu. «Um Gottes Willen, wenn mir der Mann hier stirbt,» sagte er in aller Offenheit. «Ich habe sofort nach einem Krankenwagen telefonieren lassen! – Mensch! Bewegen Sie sich nicht.» Bis das Krankenauto kam, dauerte es immerhin noch gute zwei Stunden.

Während dieser ganzen Zeit blieb Dr. Bönheim bei mir und erzählte den zuhörenden Genossen von dem, was ich am Anfang meiner «Schutzhaft» durchmachen musste; von der Zerstörung meines Museums ... All das war ihm längst bekannt.

«Hoffentlich übersteht du jetzt noch die Fahrt ins Lazarett, dann wird alles wieder gut.»

Ich fing an, nervös zu werden. Das Durcheinander und die Strapazen der letzten Stunden hatten mich sehr mitgenommen. Die Erschöpfung durch den Hungerstreik, die monatelange Gewöhnung an tägliche Pein hatten mich abgestumpft und apathisch gemacht.

Jetzt aber hörte ich die ersten herzlichen Worte und sie überströmten mich so wohlthuend, dass ich die Fassung verlor. Meine angespannten Nerven schienen sich zu lockern, schienen mit mir durchzugehen.

Dr. Bönheim hielt meine heftig schlagenden Hände.

Nervenzusammenbruch.

Als mich Genossen auf die Krankenbahre legten, hatte ich mich bald wieder in der Gewalt. Bönheim hielt immer noch meine Hände. Aber ich war wieder ganz ruhig.

Die Krankenträger hoben die Bahre hoch.

Einem Genossen flüsterte ich schnell noch zu: «Wenn ich jetzt auf dem Transport hopsen gehe, du – und du wirst mal später entlassen, dann sage meinen Freunden, dass man mich schändlich in «Schutz»haft behandelt hat. Sage ...»

«Los!» befahl der Krankenträger. «Auf Wiedersehen, – Genossen!» rief ich den Umstehenden zu.

Aus vierzig Kehlen scholl ein herzliches: «Auf Wiedersehen!»

Ich hörte noch, wie der Inspektor, der hinter der Bahre einherschritt, zu irgendjemandem sagte: «Wenn der mir *hier* gestorben wäre ...»

Der Transport war furchtbar.

Es war kein eigentlicher Krankenwagen. Ein einfaches Auto, ein Gefangenentransportwagen. An den Seitenwänden lange Bänke. Die Bahre stand mitten drin.

Wenn das Auto plötzlich stoppen musste, rutschte die Bahre nach vorn und schlug mit dem Fussende an die Wand an. Wenn der Chauffeur wieder schneller fuhr, rutschte die Bahre gegen die Rückwand und schlug mit dem Kopfende an.

Durch eine kleine Lucke am Rücksitz des Chauffeurs drang scheusslicher Benzingeruch.

Jedesmal, wenn das Auto um eine Ecke flitzte, ging mir ein entsetzliches Gefühl durch den Magen. Ich rief dem Chauffeur durch die Lucke zu, er möge doch langsamer fahren.

Der Chauffeur hörte nicht.

Mir war entsetzlich übel zu Mute.

Ich habe mich erbrechen müssen ...

Man brachte mich sofort in den Operationssaal und später in eine Zelle mit zwei richtigen Betten. Durch ein grosses vergittertes Fenster kam helles Licht in die Zelle.

Herrschaften, war das hier sauber!

Und so hell!

Gegen die «Wanzenburg» ein wahres Hotel.

Zwar konnte man nicht durch die Scheiben sehen, denn sie waren aus Milchglas. Aber immerhin: statt des stinkenden Kübels ein richtiges Klosett in der Zelle.

Die Wachtmeister hatten hier weisse Kittel an und liessen sich als «Pfleger» titulieren. In der Tat waren sie alle – durchwegs – sehr für ihre Pfleglinge bedacht, ganz gleich, ob es «Schutz»häftlinge oder Kriminelle waren.

«Hier wird jeder Eingelieferte nicht nach seinen Verbrechen, sondern nach seiner Krankheit gefragt!» erklärte mir ein Pfleger. «Bei uns sind Sie gut aufgehoben,» sagte ein anderer.

Es stellte sich bald heraus, dass es noch die alten, geschulten Beamten waren, die nicht so schnell durch Nazis von ihren Posten verdrängt werden konnten.

Ein Pfleger war besonders freundlich zu mir. Er sagte mir später, dass er meine Bücher «Krieg dem Kriege» gelesen und dass er mich schon seit Jahren durch meine Vorträge kenne.

«Ich hab' Sie extra in dieses Bett gelegt, weil Sie da eine Klingel an der Wand haben. Wenn Sie irgendetwas nötig haben, dann klingeln Sie nur ruhig.»

Eine alte katholische Krankenschwester kam. Sie machte mir stündlich kühlende Umschläge. Es war eine gütige, liebevolle Frau. «Ich werde Ihnen einen Luftring unterlegen, damit Sie sich nicht noch mehr wund liegen.» Später nähte sie mir in ihrer Freizeit ein Wattekissen.

Es war freilich sehr notwendig, dass meine wunden Knochen endlich auf Luft und Watte gelegt wurden ...

Ich wog noch ganze 44 Kilo.

Nachts hatte ich fürchterliche Schmerzen im Bein, bis hinunter zu den Zehen.

Ich wartete lange, ehe ich mich entschloss, zu klingeln und um ein Linderungsmittel zu bitten. Zwei Pfleger erschienen und packten das Bein, das in einer Schiene lag, etwas anders. Wir wechselten noch einige freundliche Worte, dann wünschten sie mir gute Nacht und gingen.

Aber die Schmerzen wurden immer heftiger.

Ich hielt es etwa eine Stunde aus, dann musste ich wieder klingeln. Die Pfleger brachten mir Schlaftabletten und entfernten sich. Aber ich fand keinen Schlaf, keine Linderung der Schmerzen. Ich biss die Zähne zusammen und hielt mich mit beiden Händen am Kopfende fest.

Ich wollte auf keinen Fall wieder klingeln.

Es wurde immer schlimmer.

Ich klingelte.

«Geben Sie mir bitte eine Spritze – ich halte es nicht mehr aus.» Die Zähne klapperten mir heftig aufeinander.

«Herrschaften, diese Schmerzen!»

Die Pfleger hatten nicht die Vollmacht, mir eine Spritze zu geben. «Dann bleiben Sie ein bisschen in meiner Zelle und erzählen Sie mir etwas, damit ich von den Schmerzen abgelenkt werde.» Die Pfleger blieben.

Ich bekam *noch* eine starke Schlaftablette.

Dann unterhielten wir uns über mein Friedens-Museum, das ihm auch bekannt war.

Immer wieder musste ich aufhören zu sprechen, wenn die fürchterlichen Schmerzen mich überwältigten.

«Sehen Sie,» sagte ich, «solche und vielleicht noch schlimmere Schmerzen wollte ich meinen Mitmenschen *ersparen*, darum bin ich Kriegsgegner, – und darum bin ich jetzt in «Schutz»haft.»

Unter der ärztlichen Obhut des Medizinalrats Dr. Schlegel wurde es allmählich besser.

Ich musste aber noch zwei volle Monate im Bett liegenbleiben, ehe ich mich etwas aufrichten konnte.

Da forderte mich das Gericht in Breslau an.

Ausgerechnet in dem Machtbereich des Fememörders Heines wollte man mich haben.

Medizinalrat Schlegel gab nicht die Erlaubnis, weil ich noch nicht «transportfähig» sei.

Einige Wochen später wurde ich wieder aus Breslau verlangt. Inzwischen war ich so weit, dass ich mich – am Stock gestützt –, mühselig fortbewegen konnte.

Das genügte.

Ein SS.-Mann – in voller Kriegsbemalung – holte mich eines Morgens ab.

Er war ein ehemaliger Kriegsteilnehmer.

Ich stellte mich ihm unterwegs als «unverbesserlicher Kriegsgegner» vor, der trotz sechsmonatiger «Schutz»haft noch nicht «umgelernt» habe.

Mein aufrichtiges Bekenntnis freute ihn.

Solche Leute seien ihm lieber als die Konjunktur Politiker, sagte er.

Ich hänselte ihn: «Fluchtverdächtig bin ich ja wohl nicht?» –

Er sah lächelnd auf mein krankes Bein. Ich trug einen Hauspantoffel an dem kranken Bein.

Dieser SS.-Mann war geradezu brüderlich besorgt um mich. Ich musste durchaus eine Zigarette mit ihm rauchen, obwohl ich bedauerte. Ich bin Nichtraucher. Er steckte mir schliesslich die ganze volle Schachtel zu.

Im Eisenbahncoupé (wir fuhren mit einem fahrplanmässigen Zug) musste ich seine Butterbrote mit ihm teilen, musste sein Obst essen. Dabei wusste er, dass ich radikaler Gegner seiner Weltanschauung war.

Schliesslich liess er mich stundenlang im Coupé allein – völlig unbewacht – nachdem er mir einige Zeitungen gegeben hatte.

Er liess mich allein im Coupé, damit ich mein starkgeschwollenes Bein auf dem Sitz bequem ausstrecken konnte.

So menschlich dieser SS.-Mann war, so unmenschlich war sein Vorgesetzter, der Polizeipräsident Heines in Breslau, in dessen Wirkungskreis ich gebracht wurde.

Darf ich vorstellen?

EDMUND HEINES,

bekannter Fememörder. Mit 22 Jahren Leutnant in der Räuberbande Rossbachs. Abenteuer im Baltikum und Oberschlesien. Häuptling im Kapp-Putsch und Ruhrgebiet. Gibt sich 1920 als «Kriminalbeamter» aus, verhaftet den 20jährigen Arbeiter Willi Schmidt, schleppt ihn in den Wald und ermordet ihn durch Revolverschüsse ins Gesicht. Heines vergräbt die Leiche. Später bettet er den Ermordeten noch einmal um, «weil seine Knie noch aus der Erde herausgucken». (Aus den Gerichtsakten.) – Hitler freundet sich mit Heines an und nimmt ihn in seine Nazi-Partei auf, wo Heines eine führende Rolle spielt. – Erst im Jahre 1927 wird der Mord entdeckt und Heines verhaftet. Der Staatsanwalt beantragt gegen ihn wegen Mordes die Todesstrafe. Heines erhält 15 Jahre Zuchthaus, später auf 5 Jahre Gefängnis herabgesetzt. Nach 1½ Jahren Strafverbüßung kommt der Mörder gegen 5'000 Mk. Kautions auf freien Fuss. (Republikanische Justiz gegen die Feinde der Republik!)

So etwas wurde Polizeipräsident im Hitler-Deutschland!

In dem Machtbereich dieses Untermenschen transportierte mich der SS.-Mann.

Bei meiner Ankunft in Breslau wurde ich mit einer teuflischen Erfindung dieses berüchtigten Naziführers und Polizeipräsidenten bekannt gemacht: Die «Gleichschaltung» seiner «Schutz»häftlinge.

«Bist du schon gleichgeschaltet?» empfangen mich Mitgefangene im Polizeigefängnis in Breslau. Als ich verneinte, sagten mir die Leidensgenossen lächelnd: «Na, dann wirst du hier erst mal gleichgeschaltet!»

«Was heisst das?» fragte ich, und statt einer Antwort zeigte ein Genosse auf sein blutunterlaufenes, geschwollenes Auge; ein anderer auf seine Zahnlücken; ein dritter entblösste seine Brust, die völlig zerstoichen war; ein vierter zog sein Hemd über den Kopf: sein Rücken und Gesäss zeigten entsetzliche Striemen; ein fünfter wies auf grosse Narben an den Pulsadern seiner Hände: er hatte sich vor einigen Tagen die Adem geöffnet, weil er «noch einmal gleichgeschaltet werden sollte.» Der einzige, der noch nicht «gleichgeschaltet» war, war der sechste Häftling in der Zelle: ich. «Also wie ist das Gleichschalten?» fragte ich, und dann erfuhr ich das Entsetzliche: Jeder neue Schutzhäftling, den die SA. respektive die SS. irgendwie «auf dem Kieker» hat, wird zuerst zur «Z. b. V.» geschleppt. Die «Z. b. V.» ist die Staatspolizei: «Zur besonderen Verwendung». Jede örtliche Polizei hat ihre besondere Abteilung «Z. b. V.», deren Spezialaufgabe es ist, den Schutzhaftgefangenen Geständnisse zu erpressen. Bei der «Z. b. V.» des Polizeipräsidenten Heines hat sich diese Art «Protokollierung» zu einem fix und fertigen System entwickelt: Der «Gleichzuschaltende» wird in einem besonderen Zimmer empfangen. Während der «Hochsaison» treten je vier Gefangene in dieses «Empfangszimmer», das mit allerhand «Siegestrophäen» ausgestattet ist: kommunistische Fahnen, Reichsbanner-Ausrüstungsgegenstände, allerhand Waffen und Schlaginstrumente, die man angeblich den Marxisten abgenommen und hier ausgestellt hat. Zur besonderen Schau ist eine lebensgrosse Puppe ausgestellt, die einen schwerbewaffneten «Rotfront»-Mann darstellt.

Wie friedlich im Gegensatz zu den Marxisten die Nationalsozialisten sind, erfahren hier die wehrlosen Gefangenen am eigenen Leibe.

In jeder Ecke steht, mit dem Gesicht gegen die Wand, ein «Schutzhaft»-Gefangener, Hände an der Hosennaht! Der erste wird gerufen. Er tritt ins Exekutionszimmer. Als Begrüssung erhält er 20 bis 25 Faustschläge ins Gesicht. Dann wird der Unglückliche an Händen und Füssen gefesselt, auf eine an der

Erde liegende Matratze geworfen und von mehreren SA.-Leuten mit Peitschen und Stahlruten fürchterlich geschlagen. – Der Hauptquäler – ein grosser, breit-schultriger Kerl – hat seinen Rock ausgezogen und die Hemdärmel aufgestreift. Als ein Misshandelter nicht laut genug schrie, «bewilligte» man ihm nochmals fünfzig Schläge, «bis das Aas richtig schreien wird!» Schreit ein Gemarterter zu laut, dann klopfen die im Nebenzimmer sitzenden Kriminalkommissare an die Wand, das heisst: «Stellt den Lautsprecher an, damit man das Schreien nicht auf der Strasse hört!» Dann wird die Exekution unter Radiomusik fortgesetzt!!!

Inzwischen hören im Empfangszimmer die immer noch mit dem Gesicht gegen die Wand Stehenden das entsetzliche Schreien und das Klatschen der Peitschen. «Wie ich das gehört habe, da hatte ich schon vor Angst meine Hosen voll gemacht!» berichtete mir ein «Gleichgeschalteter». Dabei lächelte er im Galgenhumor vor sich hin. Oft wird die Exekution plötzlich unterbrochen, weil der Unglückliche unter den entsetzlichen Schmerzen ohnmächtig geworden ist. Aber auch für diesen Fall haben die entmenschten Bestien vorgesorgt: Ein Eimer voll Wasser wird dem Ohnmächtigen über den Kopf gegossen, der wieder zur Besinnung kommt und – weiter durchgepeitscht wird, bis man ihm die zudiktierte Anzahl – 50 bis 150 Schläge mit Ochsenpeitschen und Stahlruten! – verabfolgt hat. Dann wird der Unglückliche ins Vorzimmer hinausgetragen, wo die Andern unbeweglich und bleich auf ihre «Gleichschaltung» warten .. Gewöhnlich fragen diese braunen Sadisten den Misshandelten, der vor Schmerzen nicht sitzen und nicht stehen, nicht liegen und nicht gehen kann: ob er etwa geschlagen worden sei? – Antwortet der soeben Misshandelte mit «ja», dann wird er sofort wieder «gleichgeschaltet». Antwortet er mit «nein», dann lobt man ihn ironisch: «Siehst du wohl, bei uns hast du schon was gelernt!»*

* Von Zeit zu Zeit gestattete die Hitler-Regierung ausländischen Pressevertretern, die Schutzhäftlinge zu besuchen und zu sprechen, «um jedermann Gelegenheit zu geben, sich von der guten Behandlung der Schutzhäftlinge selbst zu überzeugen!» Die Regierung hatte in der Tat nichts zu befürchten, denn ein nach allen Regeln der Kunst «Gleichgeschalteter» wird – aus Angst vor nochmaliger Prozedur – niemals sagen, dass er misshandelt wurde.

Wie allgemein bekannt dieses «Gleichschalten» sogar unter den Polizeibeamten und allen behördlichen Stellen ist, konnte ich selbst im Amtszimmer des Breslauer Polizeipräsidiiums erfahren. Dort begrüßte ein höherer Polizeibeamter seinen eintretenden Kollegen mit den scherzhaften Worten: «Du müsstest auch mal «gleichgeschaltet» werden, damit du deinen dicken Bauch verlierst!»

Dass selbst der Polizeipräsident Heines diese Art der «Gleichschaltung» kennt, geht aus der Tatsache hervor, dass Heines eines Tages einige prominente «Gleichgeschaltete» nach der Exekution besuchte. Dabei entwickelte sich folgendes Gespräch:

X.: «Warum werden wir so gequält?»

Heines (freundlich lächelnd): «Was würdet ihr mit uns gemacht haben, wenn *ihr* die Macht hättet?»

X.: «Wir hätten euch nicht so gequält.»

Heines zieht verlegen die Schultern hoch.

X.: «Erschießt uns doch oder hängt uns auf! – Aber martert uns nicht!»

Heines geht freundlich lächelnd von seinen Opfern.

Aber vor Gericht – später – werden Kriminalkommissare als Zeugen auftreten und bekunden, dass sie nicht geprügelt haben. O nein! Sie waren ja bei der Gleichschaltung nicht persönlich zugegen, sie haben ja nichts gesehen! Das nennt man «Schutz»haft in Hitler-Deutschland.

Heines — erschossen!

Am 30. Juni 1934 wurde der »verdienstvolle« Polizeipräsident von Breslau von seinen »treuen Kameraden« erschossen, nachdem sie ihn vorher — nach seiner eigenen Methode — »gleichgeschaltet« hatten.

Ein Mörder wurde ermordet!

Der Mann, der Hunderte und Tausende hilfloser »Schutz« häftlinge gemartert hat, . . . er ist auf Befehl seines Freundes und Führers Adolf Hitler erschossen worden.

Nibelungentreue!

Heines mußte, an Händen und Füßen gefesselt, ins Braune Haus in München getragen werden. Seine Freunde hatten ihn zusammengeschlagen, so wie er seine Opfer zusammengeschlagen hat!

Er wurde ermordet — so wie er andere ermordet hat.

Er wurde im Sande verscharrt, so wie er den Arbeiter Schmidt im Walde verscharrt hat.



Gottes Mühlen mahlen weiter . . .
immer weiter . . .

Nach meinem «Gastspiel» in Breslau wurde ich wieder nach Berlin zurücktransportiert, wieder im «Einzeltransport».

Unterwegs eine kleine, heitere Episode:

Mein Transporteur, ein Kriminalbeamter aus der «guten alten Zeit», war sichtlich überarbeitet.

Wir sassen allein in einem Coupé.

Der Krimmi mir gegenüber.

Ich versuchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

Das Band vom eisernen Kreuz, das sein Knopfloch schmückte (diese Dinge kamen jetzt wieder sehr in Mode) lockte mich zu einer Unterhaltung über den Krieg.

Aber der Krimmi wollte nicht so recht.

Endlich stellte er mir die stereotype Frage: «Haben Sie den Krieg mitgemacht?»

Als ich verneinte und ihm erklären wollte, dass oft mehr Mut zu einem: «Ich will nicht» gehört, da brach er kurz ab. Pazifismus führe zur Verweichlichung des deutschen Volkes –, Pazifisten seien Feiglinge ...

Ich versuchte ihn vom Gegenteil zu überzeugen.

Aber das Gespräch wollte nicht so recht in Fluss kommen, der Mann schien zu übermüdet. Er gähnte fortwährend.

Wir fuhren schon einige Stunden.

Der Krimmi gähnte und machte ganz kleine Augen.

«Schlafen Sie doch ein bisschen,» riet ich ihm.

«Um Gotteswillen – nein – das darf ich nicht!»

«Ich entspringe Ihnen bestimmt nicht, mein Wort! – Schlafen Sie ruhig.»

Aber der Krimmi riss seine kleinen Augen weit auf, um mir zu zeigen, dass er «absolut nicht müde» sei; – sprach dann aber von seinem anstrengenden Dienst – die letzte Nacht habe er nicht geschlafen – es sei überhaupt nicht mehr schön!!!

Seine geröteten Augen wurden immer kleiner.

Ich wollte ihn durchaus zum Einschlafen bringen.

Deshalb stellte ich mich selbst schlafend: ich gähnte, schloss die Augen und liess meinen Kopf im Rhythmus des schwankenden Zuges hin und her baumeln.

Das wirkte! Mein vis-à-vis gähnte einmal, gähnte noch einmal, machte vorübergehend seine müden Augen zu ... öffnete sie wieder mit letzter Kraft ... sah, dass ich selbst schlief und ... schnarchte bald. Ich sah wieder auf. Draussen flitzten die Telegraphenstangen vorüber. Felder und Wälder huschten vorbei wie Bilder aus «1000 und eine Nacht».

Mehrmals hielt der Zug.

Mein «Beobachter» schlief fest und unerschütterlich.

Ich hätte völlig ungeniert an irgendeiner Station aussteigen und verschwinden können.

Ich kannte mich hier in dieser Gegend sehr gut aus. Niemand würde auf mich aufmerksam werden, wenn ich im Gewühl der aus dem Zuge Steigenden verschwinden würde.

Es lockte mich, ein genaues Bild meiner Flucht zu entwerfen.

Aber je leichter mir diese Flucht erschien – der Krimmi schnarchte und schnarchte –, umso weniger dachte ich ernsthaft an eine Ausführung meiner verlockenden Pläne.

Es genügte mir das schöne Bewusstsein: ich bin *jetzt frei* – ich könnte jetzt aussteigen, könnte gehen, wohin es mir beliebt – niemand würde mich hindern. Im Gegenteil: mit meinem lahmen Bein und meinem Krückstock würde man mich sicherlich für einen Kriegsbeschädigten halten. Man würde mir behilflich sein ein Auto zu bekommen. Die polnische Grenze war ja nur etwa 50-60 km. In einer Stunde wäre ich in Sicherheit.

In einer Stunde!

Der Gedanke an Freiheit war zu verlockend.

Mein vis-a-vis lag in tiefem Schlaf.

Sein Kopf hing auf die Brust und pendelte hin und her.

An seiner Nasenspitze zitterte, im Rhythmus des ratternden Zuges, ein Taupfen.

Wie eine kleine silberne Kugel am Christbaum baumelte das Ding. Der Kerl könnte sich sehen lassen ...

Aber nicht als Krimmi.

Jedesmal, wenn der Zug quietschend bremste, fiel sein Kopf vornüber. Der Zug hielt – die Türen nebenan schlugen krachend zu – die Zugbegleiter riefen laut

die Stationen aus – die schrillen Trillerpfeifen zerfetzten die Luft – mein «Wächter» schnarchte seelenruhig weiter.
Er bekam die Augen nicht mehr auf...

Indessen sah ich träumend durchs Coupefenster in die Freiheit, die jetzt mein wäre –, wenn ich nur wollte.

Aber ich will nicht!

Kurz vor Berlin erwachte plötzlich der Krimmi.

Entsetzt startete er auf seinen Platz gegenüber. Gott sei Dank! – Ich sass noch ruhig auf meinem Platz.

Es war ihm sichtlich peinlich, eingeschlafen zu sein. Und dazu noch so lange. Er sah nach der Uhr.

Bei Gott – er hatte drei volle Stunden geschlafen.

Er, der alte Soldat, der so viele Schlachten mitgemacht hatte, er, der niemals seine Pflichten vernachlässigte, der nie «schlapp gemacht» hatte –, er, seiner Majestät getreuester Musketier – bei den «Zehnern» hatte er gedient, in Schweidnitz.

Jawohl in Schweidnitz lagen damals die «Zehner».

Ums Himmels-Gottes-willen. Er, der 12 Jahre bei den «Zehnern» gedient hatte, *treu* gedient! Dann 4 Jahre im Felde, jetzt 6 Jahre Kriminalbeamter – und nie etwas vorgekommen! Nie!!

Und nun *so* etwas!

Eine Schande!

Bei Gott – eine Schande!

Er, gerade er war unter seinen Kollegen ausersehen worden, einen berüchtigten Pazifisten nach Berlin zu transportieren.

Dabei war er, der alte Frontsoldat, eingeschlafen.

Nicht auszudenken!

Ich gab ihm den Rest: «Sie hätten ruhig *weilerschlafen* können.»

«????»

«Ich habe Sie bewacht!»

Auch das noch!

Der alte Krieger – von einem Pazifisten bewacht!

Er soll einen Pazifisten bewachen und dieser Pazifist bewacht ihn!

Auch das noch!!

«Übrigens» – beruhigte ich ihn – «brauchen Sie sich keine Sorgen machen, ich wäre ihnen *niemals* ausgerückt. Ich denke nicht an Flucht. *Ich will ordnungsmässig entlassen werden!*»

Nach einer Weile fügte ich hinzu: «Und dann sind Sie Familienvater – ich hätte Sie um Ihr Brot gebracht. Vielleicht wären Sie ins Zuchthaus gekommen oder gar in «Schutz»haft. Das ist nämlich viel schlimmer als Zuchthaus, glauben Sie mir. Ein Zuchthäusler sitzt seinen «Knast» ab – dann lässt man ihn wieder in Freiheit. Aber wir «Schutz»haftgefangene wissen nie, *wann* wir und ob wir überhaupt jemals die Freiheit wieder sehen.»

«Einem Zuchthäusler demoliert man auch nicht sein Familienheim, wie sie es bei mir gemacht haben ...»

«Ein Zuchthäusler hat während der Untersuchungshaft alle 10 Tage Sprecherlaubnis – wir «Schutz»häftlinge nur alle 30 Tage und dann auch nur 15 Minuten in Gegenwart eines Beamten.»

«Ein Zuchthäusler wird auch nicht ‚gleichgeschaltet‘ ... Sie wissen ja, *wie* das in Breslau gemacht wird?!»

Ein Zuchthäusler ...

Der Krimmi konnte mich nicht weiter anhören. Er war ganz kleinlaut, als er sagte: «Ja, wenn die Menschen alle Engel wären ...» «Alle sind wir Menschen mit guten und schlechten Eigenschaften,» entgegnete ich, «es ist niemand ‚besser‘ als der andere. Nur betrachten die meisten Menschen einander durch die Parteilbrille. Viele haben Scheuklappen um, wie die Pferde. Wenn erst einmal diese Scheuklappen abgenommen sind, dann sehen sie, dass auch nebenan noch *Menschen* sind, genau so gut und so schlecht wie ich und Sie.»

Der Zug fuhr quietschend in den Berliner Bahnhof: «Friedrichstrasse». Plötzlich fasste der Krimmi ganz unerwartet meine Hand: «Übrigens, was ich da zu Ihnen sagte, von wegen dass die Pazifisten Feiglinge sind, das war nicht so gemeint ...»

«Ich weiss schon» – erwiderte ich.

Wir gingen langsam zur Bahnhofhalle hinaus. Der Krimmi wollte ein Auto rufen, «dann geht's schneller».

«Das ist es gerade, was ich *nicht* will: Bitte, lassen Sie uns mit der Untergrundbahn bis «Stettiner Bahnhof» fahren und dann das Stückchen zu Fuss gehen.»

«Ja – wird das nicht zu anstrengend für ihr Bein, so weit zu laufen?» «Sie können sich das unmöglich vorstellen, was es heisst: nun schon sechs Monate in Einzelhaft – unschuldig – ! Und wie lange werde ich noch eingesperrt sein? Noch mal sechs Monate? Noch länger? Werde ich in wieder sechs Monaten tot sein – «auf der Flucht erschossen?»

Der Krimmi wollte einlenken.

Ich blieb mitten auf dem Strassendamm stehen.

«Sehen Sie, es geht nicht mehr!» meinte er gütig und wollte mich unterfassen.

«Lassen Sie nur,» wehrte ich dankbar ab, «das fällt zu sehr auf. – Ich bleibe ja nur einen Augenblick stehen, weil das alles *zu schön* ist. Die Freiheit! Das Leben!! Wie die Leute hier so eilig daran vorüber hasten. Ach Kinder! Kommt nur mal in «Schutz»haft, da lernt ihr «Zeit haben». Da lernt ihr Freiheit und Leben schätzen.»

Wir sassen in der Stadtbahn. Es war dieselbe Strecke, die ich so oft gefahren bin, früher, als ich noch *selbst* meine Fahrkarte am Billettschalter lösen durfte. Heute fuhr ich auf Staatskosten.

Wenn doch die Fahrt *ewig* dauern möchte! – Die vielen elektrischen Birnen an der Decke. In jeder Glasglocke sechs Stück. Sechs Glocken ..., das macht: $6 \times 6 = 36$ Lampen. Dann die an der Seite, das sind 2, 4, 6 ...

Als ich alle Birnen gezählt hatte, rechnete ich aus, wie viel von diesen schönen, vernickelten Schrauben an den Sitzplätzen sind. In jeder Reihe sind 1, 2, 3 ...

«Wir müssen aussteigen,» mahnte leise der Krimmi.

Verdammt – ging das schnell!
Ich werde noch früh genug in die Hölle zurückkommen.

Ich blieb auf der Strasse oft stehen. Atmete tief die Stadtluft, die mir so süß die Lungen durchströmte, als sei sie mit duftenden Kräutern gewürzt...

Herrschaften, die Freiheit! Die Freiheit!! –

Die Menschen wissen ja gar nicht, was ...

«Sind Sie nicht Ernst Friedrich?» sprach mich eine Frau zögernd an.

«Ich denke – kennen Sie mich?»

«Also sind Sie es *doch*, sind Sie es *doch*!!*»

Sie drückte mir so herzlich die Hand, dass ich merklich das Gleichgewicht verlor. Dann sprudelte die los: «Ich bin Ihnen schon eine ganze Weile nachgelaufen. Ich dachte: ist das nun Ernst Friedrich oder ist er's nicht? Sie sahen ja früher ganz anders aus. Gott – wie oft hörte ich Sie bei Ihren Vorträgen. – Mich werden Sie ja nicht kennen – macht ja nichts – darf ich Sie ein Stückchen begleiten? – Gott, wissen Sie, es hiess doch überall – Sie seien in Schutzhaft – und dann hiess es wieder, man habe Ihnen das Bein abgenommen!» Sie sah auf mein Bein. «Also hat man Sie *doch* misshandelt.» Jetzt sprach sie ruhiger.

Aber bald schnellte sie wieder los: «Wissen Sie, – Sie müssen mich nicht für aufdringlich halten. Ich bin eine ältere Frau. Ich weiss ja, was sich gehört. Aber – du lieber Gott – wenn man so plötzlich einen lieben Menschen trifft – so mitten in der Stadt – von dem man hörte, er sei in Schutzhaft, und plötzlich steht er vor einem – da freut man sich doch ...»

Sie fasste wieder meine Hand.

«Und Sie sind jetzt frei? – Wie mich das freut!» Zu meinem aufhorchenden Begleiter sagte sie: «Ach, entschuldigen Sie, bitte, ich hab' mich Ihnen in der Aufregung noch gar nicht vorgestellt, mein Name ist ...»

«Das ist ein Kriminalbeamter,» unterbrach ich sie, «Name und Stand tut hier nichts zur Sache!»

Die Frau glaubte, ich scherze.

«Nein! Nein!! – Ernst Friedrich, Sie sind doch *frei*!!!»

«Es ist so: in fünf Minuten bin ich wieder in meiner alten Zelle. Ich komme aus Breslau, vom Transport. Dieser Herr ist mein Begleiter, ein Kriminalbeamter. – Und dort, das rote Gebäude, da hinein werden Sie mich gleich verschwinden sehen, das ist meine ‚Heimat‘, die Lazarettabteilung des Moabiter Gefängnisses.»

«Nein! nein!!» sagte sie wieder, aber ihre zitternde Stimme zerbrach mit ihrer Hoffnung. «Nein!» weinte sie und wollte es einfach nicht wahrhaben.

Sie drehte sich schnell um.

«Nein! nein!!» hörte ich sie noch einmal.

Dann eilte sie davon.

Ich verschwand hinter dem eisernen Tor.

Entsetzlich, diese neue Eingewöhnung.

Meine alte Zelle schien mir schon so vertraut: die Wände, der Fussboden, die Decke – alles schon so «heimatlich»... Da war mir jeder noch so feine Kratzer an den Wänden bekannt. An der linken Seite vom Heizungsrohr war die Farbe etwas abgekratzt. Gleich über der Tür zeigte sich ein ziemlich grosser Sprung im Putz der Mauer. Der Lokusdeckel quietschte beim Öffnen. Das war eben «meine» Zelle, die ich genau kannte.

Zu den vielen kleinen, aber nervenkitzelnden Schikanen der»Schutz«haft gehörte das ewige «Verlegen» in eine andere Zelle, in eine andere Abteilung, zu anderen Wachtmeistern.

Alles fing dann gewissermassen wieder von vorne an.

Die Eingewöhnung in die neue Zelle.

Ist der neue Wachtmeister auch so anständig wie der alte?

Da dachte man gerade: Jetzt *musst* du ja bald entlassen werden, so viele vor dir sind schon seit Wochen und Monaten frei – jetzt bist *du* ja bald dran! Täglich, stündlich, kann deine Freilassung erfolgen. Du sitzt ja schon so lange.

Man horcht – das Ohr an die Zellentür gedrückt – auf die Schritte draussen im Korridor.

Man kennt jede Stimme.

Das ist der Rechtsanwalt X., der kommt sicher zu dem Gefangenen auf Zelle 48. – Richtig! –

Das ist des Pfarrers Stimme, der geht zu dem Schwerkranken auf Zelle 26.
Dann poltern schwere Stiefel die Treppe herauf; das ist der «Hausvater», der im Zimmer vom Stationswachtmeister verschwindet.
Jetzt klappern ganz hinten, am Ende des Korridors, die Schlüssel. Das Geklapper kommt näher und näher.
Dann rasselt der Schlüsselbund durcheinander: Der Wachtmeister sucht den passenden Zellschlüssel.
Ratsch! – fährt der harte Stahl ins Schloss – nebenan!
Beinahe an meiner Tür, wo ich, den Atem anhaltend, aufhorche, ob man mir die Freiheit bringt.
Dieses Spiel mit den Nerven wiederholt sich alle Stunden – alle Tage – alle Wochen – alle Monate.
Das ist eben «Schutzhaft».
Schutzhaft kann einen Tag dauern, eine Woche, einen Monat, ein Jahr – viele Jahre ...
Warte nur – wenn es deine Nerven aushalten.

Ein Falschmünzer, ein Zuchthäusler, teilte einige Wochen meine Zelle.
Es war gerade zur selben Zeit, als die nationalsozialistischen Zeitungen lange Protestartikel darüber veröffentlichten, dass man – in *Österreich*, in die Zellen der dort schutzhaftgefangenen *Nazis*, auch kriminelle Gefangene legte.
Um diese Zeit also legte man zu uns «Schutz»haftgefangenen Schwerverbrecher. Es war im Übrigen «Hochsaison» im Dritten Reich. Alle Zellen vollgepfropft. Selbst die Krankenzellen unserer Lazarettabteilung waren zeitweilig so überfüllt, dass einige Kranke auf der Erde schlafen mussten. Sogar die Kirchen mancher Strafanstalten wurden mit Gefangenen belegt.
Es war eben Hochsaison.
Zu solchen Zeiten, als *sämtliche* Gefängnisse, Zuchthäuser und «Schutz»haftlager so vollständig mit Menschen angefüllt waren, dass man meinen könnte, die Wände müssten auseinanderplatzen, zu solchen Zeiten erwachte in jedem «Schutz»häftling die Hoffnung auf baldige Entlassung.

Eines Tages rasselte der Schlüssel im Türschloss *meiner* Zelle. Der Wachtmeister rief: «Zieh'n Sie die Bettwäsche ab, machen Sie sich fertig!»

Das Glück war da!

Das grosse Glück!

Das war die Entlassung! – denn warum sonst die «Bettwäsche abziehen?» Die musste beim Hausvater abgegeben werden und der hat die Entlassungen unter sich.

Nach 30 Minuten schloss der Wachtmeister wieder auf: «Na, sind Sie fertig?»

Und ob!!

«Sie kommen nach einer andern Zelle!»

Verdammt und verflucht!!

Jetzt die Nerven zusammenhalten. Und dieses muntere Nervenspiel des öftem.

Immer wieder Hoffnung.

Immer wieder Enttäuschung.

«Wollen wir nicht tauschen?» fragte ich im Scherz eines Tages meinen zeitweiligen Zellengenossen, den Falschmünzer. «Du gibst mir deine drei Jahre Zuchthaus und ich geb' dir meine ‚Schutzhaft‘?» «Nee!» wehrte er sofort ab – «kommt gar nicht in Frage. *Ich* weiss wenigstens, *wenn* ich wieder rauskomme. Aber du? Du kannst heut' noch entlassen werden und kannst noch nächstes Jahr sitzen. Und wenn du Glück hast, dann sitzt du noch –, wenn ich schon längst frei bin.»

«Schutz»haft kommt eben *hinterm* Zuchthaus.

Nun hat man mich wieder einmal in eine andere Zelle verlegt.

Ich merke, wie meine Nerven langsam zerrüttet werden.

Meine Haare verliere ich büschelweise.

Als ich dem Arzt bei der Visite mein unheimlich dickes Bein zeigte, sagte er oberflächlich: «Das macht nichts. *So* etwas kann manchmal *jahrelang* dauern, bis es ganz gesund ist.»

Jahrelang?

Was heisst das?

Heisst das, dass man mich jahrelang in diesem Zustand eingesperrt lässt?

Ich brauche dann doch jahrelange, ärztliche Betreuung.

Warum entlässt man mich nicht?

Was will man mit einem kranken Menschen in «Schutz»haft?

Und warum sagte man mir bis heute noch nicht, *warum* ich in Schutzhaft bin?

Am Anfang meiner Einsperrung protestierte ich sofort; ich bat die zuständigen Behörden, mir zu sagen, *weshalb* man mich in «Schutz»haft steckte?

Keine Antwort.

Ich schickte eine Beschwerde nach der anderen.

Keine Antwort.

Am 50. Tage meiner Einsperrung schrieb ich abermals: heute, an meinem 50tägigen «Jubiläum» dürfe ich wohl hoffen, – so quasi als Jubiläumsgeschenk –, zu erfahren, *warum* ich in «Schutz»haft bin? –

Keine Antwort.

Am 100. Tage erinnerte ich an mein erneutes «Jubiläum» und bat wieder um Mitteilung, *weshalb* ich eingesperrt bin.

Keine Antwort.

Am 150. Tage schrieb ich, dass ich, da ich keiner Partei angehöre, und kein Jude sei, ich also annehmen müsse, dass man mich wegen meiner Friedensgesinnung in «Schutz»haft gesteckt habe. Dann allerdings bitte ich nicht um meine Entlassung. Dann möge man mich nur ruhig *lebenslänglich* in «Schutz»haft behalten.

So um diese Zeit herum besuchte mich ein höherer Staatsbeamter in meiner Zelle und verlangte, dass ich einen «Revers» unterschreiben solle mit der Erklärung, dass ich mich nach meiner Entlassung aus der «Schutz»haft nicht mehr politisch betätigen werde. Diese Erklärung hätten alle andern auch schon unterschrieben und seien daraufhin entlassen worden.

Ich weigerte mich, zu unterschreiben, denn ich hatte nicht Lust, diesen Peinigen gegenüber mein Ehrenwort zu verpfänden.

«Ich werde selbstverständlich wieder gegen Krieg und Kriegsgefahr tätig sein,» erklärte ich offen, «in ihren Zeitungen schreiben Sie so oft, dass Sie einen aufrichtigen Gegner zu schätzen wissen und mehr achten als die vielen Mitläufer. Also – ich erkläre Ihnen, was Sie sich ja gut selbst denken können, dass ich trotz der «Schutz»haft noch nicht «umgelemt» habe. Ich will Ihnen eine Erklärung zusenden, aber nicht so eine, die Sie mir vorschreiben, sondern so, wie ich es vor meinem Gewissen verantworten kann.»

«Aber machen Sie es kurz. Sie dürfen nicht zu lang schreiben.»

Ich schrieb, dass ich «mich auf Ehrenwort verpflichte, in Deutschland keine regierungsfeindliche Politik zu treiben.»*

Diesen Standpunkt begründete ich ausführlich.

Es war wohl doch zu lang und zu – ehrlich, was ich da schrieb. Politische Ehrlichkeit aber – noch dazu: wenn man Pazifist ist – gilt im Dritten Reich als das grösste Verbrechen, auf dem eine entsprechende Strafe: «Schutz»haft steht. So blieb ich also weiter gefangen.

Am 200. Jubiläumstage (man hatte mir immer noch nicht zu sagen gewagt, *warum* ich in «Schutz»haft bin) – fragte ich schon gar nicht mehr nach dem Grund meiner Einsperrung. Es war mir ja vom ersten Tage an klar. Wirkliche Pazifisten gehören im krieglerischen Hitler-Deutschland in «Schutz»haft. In meinem «besonders schweren Fall» – als Geisel. «Für alle Fälle.»

Am 200. Tage machte ich kurz auf mein erneutes «Jubiläum» aufmerksam und sprach meine Überzeugung aus, dass «das Christuskreuz grösser ist als das Hakenkreuz».

Meine «Jubiläumsbriefe» und meine ehrenwörtliche Erklärung liegen bei den Akten der Staatspolizei. Ich bilde mir nicht ein, dass sie meine Entlassung aus der barbarischen «Schutz»haft beschleunigt haben.

* Es war für mich selbstverständlich, dass ich ausserhalb Deutschlands wieder in altbekannter Weise für den Frieden – der am stärksten durch das dritte Reich gefährdet ist – kämpfen würde.

Stattdessen musste ich immer mehr einsehen, dass man es auf meine völlige Zermürbung abgesehen hatte.

Darum liess man mich auch stets im Ungewissen über mein Schicksal. Mancher gute Kamerad ist in dieser entsetzlichen Ungewissheit verzweifelt.

Eines Tages brachte man meinen Freund, den Rechtsanwalt Hans Litten, in die Lazarettabteilung. Er hatte sich die Pulsadern an beiden Händen durchschnitten.

Litten war vorher in Spandau in «Schutz»haft. Die unerhörten seelischen und körperlichen Folterungen konnte er nicht mehr ertragen. Jetzt lag mein Freund und Verteidiger unten, im Parterre, mit durchschnittenen Pulsadern.

Aber Medizinalrat Schlegel ist ein erstklassiger Chirurg und mehr noch: Nazi. Er weiss, was er Hitler schuldig ist.

Hans Litten hatte nicht das Recht, mit seinem Körper zu machen, was ihm beliebte. Sein Körper gehörte jetzt Medizinalrat Schlegel, der die zerschnittenen Pulsadern wieder zusammennähte und den geflickten Litten wieder der «Gestapo» (geheime Staatspolizei) auslieferte – zur weiteren Quälerei in «Schutz»haft.

Andere hatten mehr «Glück». Jede Woche trugen sie unten, über den Hof des Lazarettes, die Totenbahre.

Es war übrigens «streng verboten», sich *selbst* das Leben zu nehmen. Immer weniger «glückte» der Freitod. Die Gefängnisbehörden hielten jeden, der in Verdacht stand, «Selbstmordkandidat» zu sein, unter strengster Beobachtung. Der «Betreffende» kam dann in die «Selbstmörderzelle», die auch nachts dem Verzweifelten die Ruhe nahm, denn die Zelle war Tag und Nacht erleuchtet. Draussen, vor der Zellentür, sass auf erhöhtem Sitz ein Wächter und sah fortwährend durch ein kleines, rundes Guckloch in der Zellentür auf den Selbstmordkandidaten, bereit, sich sofort auf ihn zu stürzen, wenn er den leisesten Versuch einer Selbstentleibung wagen sollte.

Tage- und wochenlang wurden diese Verzweifelten *gefesselt*. Man schnallte ihnen einen breiten Riemen um den Leib, und an diesen wurden die Hände angeschlossen.

Immer neue Mittel und Methoden der Selbstentleibung wurden erfunden. Mit einem *Kopierstift* in eine offene Wunde fahren, bedeutet mit Sicherheit eine «schöne Blutvergiftung».

Oft war freilich noch – unerwünschte – Rettung möglich, denn Schlegel war ja ein flinker Chirurg.

Nur einmal war er nicht flink genug: Ein Gefangener hatte sich hinten am Hals mit einem Kopierstift infiziert.

Als Schlegel kam, lächelte ihn der Todeskandidat überlegen an: «Diesmal kommen Sie *doch* zu spät!»

Blutvergiftung am Hals – da konnte selbst Schlegel nichts machen. In wenigen Stunden war der Gefangene tot.

Andere wollten sich nur verstümmeln, aber gleich so, dass sie «haftunfähig» wurden. Das war jedoch nur möglich bei völliger Erblindung. Mit einem Kopierstift liess sich auch das – schmerzlos wie man sagt – bewerkstelligen. Ein wenig mit dem Kopierstift in die feuchten Augenwinkel gefahren, und der Erfolg war sicher. Das Gift zerfrass den Augapfel.

Ich sah solche Erblindeten im Lazarett.

Ein junger Mensch hatte Sprecherlaubnis. Seine Braut besuchte ihn.

Als sie ihn nach vier Wochen wieder sprechen durfte, war sein Kopf dick verbunden. Blind!

An der Stelle, wo die Augen waren, sickerte es gelb und blau durch den dicken Verband.

Ihrem Liebsten waren die Augen ausgelaufen.

Diese Methode der freiwilligen Erblindung, um wenigstens auf diese Weise der Einsperrung zu entrinnen – griff so sehr um sich, dass es bald verboten wurde, *Kopierstifte den Gefangenen auszuhändigen*.

Der barbarische Strafvollzug im Dritten Reich zwingt politische und kriminelle Sträflinge zur grausamsten Selbstverstümmelung und Selbstentleibung.

Dabei war es noch nicht einmal absolut sicher, ob ein Verzweifelter, der sich verstümmelte, dann auch tatsächlich entlassen wurde.

Auf meinem Korridor lag ein *Schwerkriegsbeschädigter*, an beiden Beinen *vollständig gelähmt*, Granatsplitter hatten ihm die Kniegelenke zerfetzt.

Aus irgend welchen Gründen kam er mit den Gesetzen in Konflikt. Es war erschütternd, zu sehen, wie der Kriegskrüppel *in seinem Krankenwagen* in der Zelle sass.

Beim Baden holte man den Unglücklichen mit samt seinem Wagen aus der Zelle, schob ihn in den Fahrstuhl, und unten im Keller wurde das, was der Krieg von diesem Menschen noch übrig liess, aus dem Wagen gehoben und in die Badewanne gelegt.

Der Hungerstreik

Trotzdem war es an dieser Stätte des Grauens immerhin noch besser als in der «Wanzenburg».

Als mir zu Ohren kam, dass ich wieder aus dem Lazarett abtransportiert werden sollte, trotzdem mein Bein noch lange nicht gesund war, da beschloss ich, irgendetwas anzustellen, um mich «transportunfähig» zu machen. Eine gewisse Vorübung hatte ich ja schon als Hungerkünstler. Wenn es mir gelingt, mein Gewicht auf etwa 40 kg herabzuhungem, wenn ich es fertig bekomme, meinen Körper derart zu schwächen, dass ich tatsächlich nicht mehr gehen und stehen kann, dann müsste man mich hier im Lazarett behalten, oder aus der Haft entlassen.

Mein Plan schien nur eine Schwierigkeit zu haben: mein Zellengenosse. Es war ein Krimineller. Wenn er mich «verpfeift», dann würde meine Lage nur noch schlimmer werden.

Es durfte niemand etwas erfahren von meinem Hungerstreik.

Schliesslich konnte ich doch nicht umhin, ihn in meine Absicht einzuweihen. Ich spekulierte dabei mit Recht auf seine Vorteile infolge meiner Nahrungsverweigerung.

Übrigens, wie sich bald herausstellte, ein ganz guter Mensch.

«Du bekommst dann immer mein Essen, bekommst mein Brot und alles, was es sonst gibt.»

Das leuchtete ihm ein.

«Ich hab' ja auch schon manches Ding gedreht,» gestand er, «soll ich dir mal was zeigen?» Dabei riss er sein Hemd auf und entblösste seinen Leib: ein grosser Operationsschnitt, von der Brust bis unter den Nabel, wurde durch vier vernarbte und genähte Querschnitte gekreuzt. Die Narben waren noch stark gerötet, man sah ganz deutlich, wo die Fäden die Wunde zusammenzogen.

«Pass mal auf,» sagte er, holte sein Handtuch, drehte es zu einem dicken Strick und schlug damit so lange auf die Narben, bis sie aufbrachen und Blut sickerte. Von Entsetzen und Ekel gepackt, wandte ich mich ab.

Er aber lachte: «Ja, denkst du denn, ich gehe hier aus dem Lazarett so schnell wieder raus? Ich bin schon fünfmal operiert und jedesmal, wenn die Narben zugeheilt sind, dann hau ich sie wieder auf. Dann können sie mich hier nicht wegschicken, und so mache ich es noch eine ganze Weile.»

Entsetzlich! Ich werde nie den tierischen Ausdruck in seinem Gesicht vergessen, wie er die Zähne zusammenbiss und mit völlig verzerrtem Mund auf die Wunden seines Bauches einschlug.

«So – so – so» stiess er bei jedem Schlag zwischen die Zähne hindurch.

So – so – so!

Und schlug und schlug! Dann zog er gelassen sein Hemd über.

«Damit noch ein bisschen Dreck rein kommt, dann wird's noch besser.»

Mir verging der Appetit.

Am folgenden Tag begann mein Hungerstreik.

Diesem Zellengenossen konnte ich ruhig vertrauen. Er wird mich nicht verpfeifen.

Im Gegenteil, er hatte einen so gesunden Appetit, dass er nie mit seiner Brotration ausreichte. Jetzt bekam er die doppelte Portion und da er auch mein Mittag- und Abendessen erhielt, hatte er sogar so viel Brot übrig, dass er durch

Vermittlung des Kalfaktors ein flottes Tauschgeschäft: Brot gegen Zigarettenstummel – eröffnete. Mein Hungerstreik lag also sozusagen in seinem eigenen Geschäftsinteresse.

Das war die beste Garantie, dass er «dicht» hielt.

Die ersten Hungertage, das wusste ich ja aus Erfahrung, waren die schlimmsten.

Die erwarteten Kopfschmerzen stellten sich wieder ein. Ich musste mich des öftern hinlegen.

«Siehst du,» sagte der Kriminelle, «ich hab's ja gesagt, du hältst das nicht aus. Du hast ja ohnehin schon kein Fett am Leibe.»

«Das macht, weil ich Vegetarier bin,» lachte ich und hungerte weiter. Am 10. Tage wurde ich wieder so frisch wie am ersten Tage der konsequenten Nahrungsverweigerung.

Jetzt fing mein Kumpel an, die Sache interessant zu finden. «Mensch» – sagte er täglich aufs Neue, «wie du das so aushalten kannst? Iss doch wenigstens ab und zu mal eine Scheibe Brot.»

Vom 14. Tage ab machte mein Körper schlapp.

Ich lag ständig im Bett.

Mein Gewicht sank rapide. Jede Woche war ein Wiegetag. Da wurde die Zellentür aufgeschlossen, die Gefangenen mussten heraustreten, um sich auf einen fahrbaren Wiegestuhl zu setzen, der im Korridor vor jeder Zellentür geschoben wurde.

Ich schwankte bedenklich, als ich nach zwei Wochen Hungerstreik vom Bett auf stand und im Hemd zur Wage taumelte.

«48 kg» – notierte der Pfleger.

«Ein Mann von 40 Jahren muss viel mehr wiegen,» sagte er, «das Essen ist doch sehr gut bei uns!»

Ich lobte das Essen; es war ja tatsächlich sehr gut und reichlich, und legte mich schnell wieder zu Bett, um nicht umzufallen.

Der 15. Tag.

Meinem Zellengenossen wurde «himmelangst».

Mehr als einmal am Tage versuchte er mich zum Essen zu verleiten. «Mensch, mir wird ja unheimlich, wenn ich dich so liegen seh'.»

Der 16. Tag.

Der Pfleger kam, wie alle Morgen, zum Fieber messen. Er suchte an meiner Hand den Puls und fand ihn nicht.

«Nanu, wo haben Sie denn Ihren Puls?» – Endlich. Aber er schlug so schwach und langsam, dass der Pfleger bedenklich den Kopf schüttelte.

«Fehlt Ihnen etwas?» fragte er teilnahmsvoll.

Aber ich versicherte ihm, dass ich mich absolut wohl fühle.

Der 17. Tag.

Tatsächlich fühlte ich mich in meinem apathischen Zustand sehr wohl. Nur meinem Zellengenossen wurde immer unheimlicher.

«Mensch, du siehst ja aus! Wie ein Chinese so gelb! Du musst jetzt was essen, sonst sag⁹ ich's. Ich kann das nicht mehr mit ansehen.» «Du wirst mich nicht verraten,» bat ich.

Meine Stimme wurde schwach und so sonderbar heiser.

Der 18. Tag.

Sonntag. Draussen muss irgendein nationalsozialistischer Feiertag sein. Es gab ein vorzügliches Mittagessen.

«Mensch, das *musst* du essen! Sieh⁹ mal!» Der Kumpel hielt mir die herrlich duftende Speise direkt unter die Nase.

Ich wehrte mit einer Kopfbewegung ab.

«Koste doch wenigstens mal!» lockte er wieder, dabei ass er selbst, um mich zu verleiten.

«Willst du mir einen Gefallen tun?» fragte ich ihn.

Er sprang sofort an mein Bett.

«Gem,» sagte er – «willst du endlich essen?»

«Nein – das nicht – aber setz' dich bitte ganz dicht an mein Bett ... so ... und jetzt iss so, dass ich dir zusehen kann.»

Der Kumpel gab nach einigem Sträuben nach und setzte sich mit seinem Schemel so dicht an mein Bett, dass ich jeden Löffel, den er in seinen Mund schob, genau verfolgen konnte.

Ich sah, wie er die Zähne auseinander machte, wie er die Zunge herunterdrückte und mit den Lippen die Speise vom Löffel wischte ... sah, wie er kaute, wie die Speise durch seine Kehle rutschte ...

Der 19. Tag.

Mein Kumpel wollte heut' durchaus Anzeige machen.

Er könne nicht mehr mit ansehen, wie ich mich so abquäle.

«Ich quäle mich? Kommt gar nicht in Frage! Willst du mal sehen, dass ich noch laufen kann?»

Ich riss meine Knochen zusammen und wollte auf springen. Aber als ich auf dem Bettrand sass, war mir doch recht schwindlig.

Das lange Liegen im Bett schwächt verdammt.

Aber dann stand ich kerzengerade!

Was mir an Kraft fehlte, ersetzte mein Wille: ich schlich behutsam am Bett entlang ... bis zur Zellentür.

«Na?» lachte ich – «geht's oder geht's nicht? – Ich tanz' dir sogar noch was vor.»

Ich summte im Walzertakt mein «La Paloma» und tanzte im Hemd.

Es ging ganz gut.

Mein Kumpel staunte.

Am Abend, als er auch zu Bett lag, sang ich ihm sogar ein Lied vor.

Der 20. Tag.

Die Beinmuskeln hingen mir weich und schlaff – wie nasse Lappen – an den Knochen.

Ich hatte schon lange kein Hungergefühl und was noch besser war: *keine Gedanken mehr!*

Ich schlief sehr viel, auch am Tage.

Wenn ich die Augen auf schlug, sah ich immer nur zur Decke. Wenn ich die Augen schloss, fiel ich sofort in eine Art Dämmerzustand. Ich konnte kaum noch sprechen.

Mein Kumpel langweilte sich.

«Mensch, jetzt kann man sich ja gar nichts mehr mit dir erzählen,» sagte er.

Am Tage wurde für einige Stunden das grosse Fenster geöffnet. Dann blickte mein Kumpel in den Hof hinunter und erzählte mir, was er sah.

«Drüben steht wieder das Brett an der Wand!» Es war das grosse Waschbrett aus der Leichenhalle.

Jetzt stand es nass im Hof und sollte abtrocknen. Ein sicheres Zeichen dafür, dass wieder einer «Schluss» gemacht hatte.

«Dich werden sie auch bald holen,» scherzte mein Kumpel.

Er ahnte nicht, dass ich schon längst damit rechnete.

Ich sehnte meinen Tod herbei.

Ich hoffte, dass die wenigen Pulsschläge auch bald auf hören möchten. Das kann mal ganz schnell, über Nacht kommen.

Der Tod käme als ein Erlöser zu mir.

Jetzt liege ich schon fast sieben Monate lebendig begraben!

Unter mir liegt mein Freund Litten mit zerschnittenen und wieder zusammenge nähten Pulsadern.

Über mir lagen kürzlich zwei «Schutz»haftgefangene, die am ganzen Körper so entsetzlich durch Peitschenhiebe zerschlagen waren, dass ihnen das Fleisch buchstäblich in Fetzen vom Leibe hing und der Arzt nicht mehr wusste, wie er die Fleischfetzen wieder zusammennähen könne. Einer schrie Tage und Näch te lang.

Dann starb er unter entsetzlichen Schmerzen.

Der Tod ist oft eine Erlösung, eine Wohltat.

Der 21. Tag.

Mein Kumpel will sich in eine andere Zelle verlegen lassen. «Ich kann das jetzt wirklich nicht länger mit ansehen,» sagte er. Da rasselte der Schlüssel im Schloss.

«Friedrich, komm'n Sie zum wiegen,» rief der Wachtmeister.

Das war leichter gesagt, als getan.

«Fasst ihn mal zwei Mann an und setzt ihn auf die Wage,» befahl er den beiden Gefangenen, die soeben die Waage vor meine Zellentür geschoben hatten.

Die Beiden rückten mein Bett von der Wand, legten die Bettdecke beiseite und wollten mich gleichzeitig unterfassen.

«Den nehme ich ganz alleine,» sagte der eine und hob mich wie ein leichtes Paket auf seine Arme.

«44 kg,» notierte der Pfleger. «Sie werden ja immer weniger.» Warum wurde ich schon *heute* gewogen? Es ist doch erst übermorgen der Wiegetag.

Wieder rasselte der Schlüssel.

Der Friseur kam, ein Gefangener, der Friseurdienste verrichtete.

Er war stets über alles, was im Gefängnis vorging, sehr gut informiert, denn er stand auf gutem Fusse mit den Wachtmeistern und vor allem mit dem Hausvater. Er kam, um mir die Haare zu schneiden. «Mensch, wir können dich doch nicht so laufen lassen,» sagte er. «Was heisst das?»

«Na, du kommst doch morgen raus, weisst du das noch nicht?»

«Du machst schlechte Scherze.»

«Na, deswegen bist du doch *heut* schon gewogen worden und darum soll ich dir doch jetzt die Haare schneiden, sonst kennt dich ja deine Olle nicht mehr wieder.»

Mein Kumpel schien sich mehr zu freuen als ich: «Mensch! – Du wirst entlassen!! Ich hab's ja immer gesagt, sie können dich doch nicht *ewig* in Schutzhaft behalten. Überhaupt, wo du doch gar nichts verbochen hast.»

Er lief ganz aufgeregt die Zelle auf und ab.

Dann trat er wieder an mein Bett: «Mensch! – Ernste!! – Entlassen!!! Junge, jetzt möcht' ich in deiner Haut stecken. Woll'n wir *jetzt* tauschen?

Aber jetzt verzichte *ich*.

Es war ja auch eine entsetzlich lange Zeit.

Mein Gott! Wie werden sich meine Kinder freuen! Ob sie es wissen, dass sie morgen ihren Papa wiedersehen werden?

Hat man meine Angehörigen benachrichtigt?

Wird man mich abholen?

«Na, jetzt mach' dir man keene Sorgen mehr. Morgen früh um 10 Uhr sagst du zu uns anständig Adjö. Und was du zu vererben hast, das lässt hier. Streichhölzer, wenn du hast. Was kannst du uns sonst noch vermachen? Hast du Briefmarken? Schreibpapier?» Der Friseur gab sich alle erdenkliche Mühe.

«Soll ich dir hier um die Ohren herum noch mehr wegschneiden? Kiek mal in ' Spiegel.»

Ich sah mich jetzt das erste Mal – seit Monaten – im Spiegel.

Die Backen waren mächtig eingefallen, die Haut gelb. Unter den Augen hatte ich grosse, schwarze Ringe.

«Also mach's gut, wenn wir uns morgen früh nicht mehr sehen sollten,» sagte der Friseur und verabschiedete sich.

Mein Zellengenosse umarmte mich vor Freude: «Mensch! Hast du ein Glück!» Er freute sich ganz ehrlich.

«Hier,» sagte er und holte aus seinem Spinde ein Stück Brot. «Jetzt wirst du gleich mal das Brot hier aufessen, sofort, sonst kannst du ja nicht mal nach Hause laufen und musst schliesslich noch hier bleiben, weil du zu schlapp bist.»

Das leuchtete mir ein.

«Willst du mal sehen, was ich vertilgen kann?»

«Na los, – das möcht' ich mal sehen!»

«Dann leg' mal alles, was du zu essen da hast, hier auf meinen Nachttisch.»

Der Kumpel packte allerhand schöne Sachen hin: ein ganzes Brot – zwei Stück Käseecken – eine halbe Tafel Schokolade – einen Apfel – in seiner Essschüssel war dicker Reis vom Mittagessen übrig. Zuerst ass ich gierig die beiden Käseecken.

Mein Magen wird sich wundem, was da so plötzlich von oben herunterkommt. Mag er sich wundem. Er hat ja so viele Tage gar nichts bekommen, jetzt soll er alles haben.

So feierte ich Abschied von meinem Kumpel, Abschied von meiner Zelle, von meiner «Schutz»haft.

Rechte Freude war es allerdings nicht.

Wohin soll ich gehen nach meiner Entlassung?

Meine Wohnung ist demoliert.

Mein Museum zerstört.

Ich habe kein eigenes Bett mehr, geschweige denn etwas Geld. Wovon werde ich leben?

Na – jetzt erst mal ordentlich gegessen.

Den beiden Käsestückchen folgt das Brot...

Zum Glück habe ich ja noch mein Motorboot im Hafen einer Werft versteckt. Das *Letzte*, was noch mein Eigentum ist. Wenn ich jetzt entlassen werde, dann habe ich doch wenigstens diesen Kasten als letzte Zufluchtsstätte. Es wird meine zukünftige Wohnung werden.

Ob ich jetzt vom Reis esse oder den Apfel vertilge?

Eigentlich bin ich schon satt... und müde ... so sehr müde . . .

«Mensch, du scheinst dich ja nicht allzu sehr auf deine Freilassung zu freuen?»
beschwerte sich mein Kumpel.

«Doch – aber, ich glaube, ich habe zu viel gegessen ... und alles durcheinander.
Ich habe Magendrücken. Der Käse verträgt sich nicht mit der Schokolade.»

Am Abend wurde ich munterer.

Da ich ja ohnehin morgen entlassen werde, bestand keine Gefahr mehr für mein Geheimnis mit dem Schiff. Zwar sagte ich meinem Kumpel vorsichtshalber nicht, *wo* ich es versteckt hielt, aber dass ich «so einen Kasten hatte», das wollte ich ihm denn doch noch verraten, um mit ihm darüber zu plaudern. Der Zuchthäusler war vom Fach. Er hatte nicht nur bei der Marine als Maschinist gedient, er war auch von Beruf Motorschlosser. So erzählte ich von meinem «PAX VOBISCUM», von meinen jahrelangen Ausbesserungen am Schiff, von den Umbauten im Maschinenraum, von dem Rohölmotor, den ich mir erst kurz vor der Machtergreifung Hitlers eingebaut hatte.

Der Kumpel hörte gespannt zu.

Ich redete mich immer mehr in ein Gefühl absoluter Freiheit hinein. Es war mir, als ob ich jetzt schon im Bett auf meinem Schiff liege und mir mit einem Bordgast etwas erzähle.

«Du musst wissen,» sagte ich, und sah dabei unverwandt nach der Decke, um meiner Fantasie freies Spiel zu lassen, «du musst wissen, dass ich auf dem Schiff nicht etwa in einer Hängematte schlief.» «Was du nicht sagst.»

«Wo denkst du hin, da war so viel Platz, dass sechs Personen ganz bequeme, feste Schlafplätze hatten.»

Der Schlüssel rasselte plötzlich im Schloss: «Sie dürfen sich aber nicht so laut erzählen,» sagte freundlich der Pfleger, «die andern nebenan wollen ja auch schlafen.»

Es war also schon sehr spät?

Dem Glücklichen, der von seinem Schiff, von seiner Freiheit erzählt, schlägt keine Stunde.

«Wir wollen jetzt aber auch ruhig sein und schlafen,» schlug ich vor.

«Nee, wir können uns ja leise weiter erzählen,» protestierte meine Kumpel,
«wo du doch die letzte Nacht hier bist.»

«Es hat keinen Zweck, lass uns schlafen.»

«Gut,» gab er nach, «aber dann musst du mir noch einmal ‚La Paloma‘ vorsingen, ganz leise.» – «Zum Abschied,» bat er herzlich, als ich durchaus nicht wollte.

Ich begann.

«Warte noch einen Augenblick,» sagte er, «ich will mich erst richtig hinlegen. Einen kleinen Augenblick noch – so – jetzt noch die Decke umschlagen – so, jetzt kannst du anfangen. Bitte...» Ich sang mit leiser Stimme die erste Strophe.

«Schläfst du schon,» rief ich zum Bett hinüber.

«Ach wo,» kam es traurig zurück, «sing nur weiter».

Der Kumpel drehte sich mit dem Gesicht zur Wand.

Ich sang – noch leiser – den zweiten Vers.

«Schläfst du jetzt?» rief ich wieder hinüber.

Keine Antwort.

Ich hatte den alten Zuchthäusler in den Schlaf gesungen .. .

Ich aber konnte lange die Augen nicht schliessen.

Es war alles so sonderbar.

So schön.

Wie ein Märchen.

Wahrhaftig: wie ein Märchen war das alles.

Meine schwere Erkrankung, die in den meisten Fällen zum Tode führt – ich überstand sie!

Die lange «Schutz»haft, die mich nicht zermürben konnte – morgen ist alles glücklich vorüber!

Morgen komme ich raus! Morgen ist alles überstanden.

Morgen ... Morgen ...!

Oder ob am Ende alles nur ein Traum ist?

Ich setze mich im Bett auf.

Mein Kumpel schläft.

Dort auf dem Nachttisch steht noch die Schüssel mit einem kleinen Rest Reis.
Dort ist die Tür, durch die ich morgen in die Freiheit gehen werde.
Ich habe nicht geträumt.
Ich werde morgen entlassen, daran ist kein Zweifel.
Ich sollte etwas aufstehen und hin und her laufen, um zu üben, für morgen.
Ach was, ich werde natürlich ein Auto nehmen bis – ja bis wohin?
Ich hab⁹ ja kein zu Hause mehr ...
Also fahr' ich mit dem Auto bis zu meinem Schiff. Bis zum «PAX VOBIS-
CUM».
Lange konnte ich nicht sitzenbleiben.
Ich war doch sehr schlapp.
Aber ich konnte nicht einschlafen. Der Gedanke an Morgen, an die Freiheit,
war ja zu schön ...
Morgen ...
Ich weinte vor Freude.

Der grosse Augenblick war da.
Im Schloss rasselte der Schlüssel. Diesmal war es ein recht liebliches, nerven-
beruhigendes Schlüsselgeklapper.
Der Stationswachtmeister brachte meinen Strassenanzug.
«Du kannst ja schliesslich nicht in dem blau-weiss gestreiften Krankenanzug
an Bord gehen,» bemerkte mein Kumpel.
Dann besah und beschnupperte er den Anzug.
Wahrhaftig: er beschnupperte ihn wie ein Hund.
«Er riecht nach draussen,» sagte er und: «Wenn *ich* erst meinen Anzug be-
komme ... aber dann –!
Mit dem Anziehen wollte es nicht so recht gehen.
Das kranke Bein hinderte sehr.
Der Kumpel zog mir die Strümpfe an.
«Mach schneller,» bat ich, «umso eher bin ich draussen.»
Der Kragenknopf fiel mir immer wieder aus der zitternden Hand.
Die Löcher im Kragen schienen viel zu klein. Oder der Kragenknopf war zu
gross? Es passte beim besten Willen nicht mehr.

Mein Kumpel musste helfen.
Bei ihm ging es sofort. – Also!
«Nu probier mal zu laufen. Hier haste deinen Stock.»
Ich humpelte die Zelle ein paarmal auf und ab.
Es ging leidlich.
Der Wachtmeister kam wieder.
«Fertig?»
«Jawohl! – Also adieu, Kamerad! Mach’s gut und sieh’ zu, dass du *auch* bald freikommst.»
Wir nahmen herzlichen Abschied.
Meinem Kumpel wurde doch ganz «mullmich» zu Mute, als er mich gehen sah.
«Wir müssen erst noch zum Hausvater,» bemerkte der Wachtmeister. «Gehen Sie nur recht langsam und vorsichtig – wir haben noch Zeit.»
Der hat klug reden. Jede Minute, die ich hier eher raus bin – umso besser.
Beim Hausvater unterschrieb ich den Empfang meiner Kleider.
O bitte sehr!
«Aber meine Papiere hab’ ich noch nicht!»
«Die nimmt der Transporteur mit.»

Was denn??
«*Sie kommen nach der Spandauer Strafanstalt.*»

Ich fühlte, wie mir plötzlich das Blut zu Kopfe stieg.
Die Ader am Hals schlug so heftig gegen den engen Kragen, dass ich den Knopf öffnen musste.
In allen Poren stach und kribbelte das Blut.
Ich wischte mir den Schweiss von der Stirn.

Mir wurde schwarz vor den Augen.
«Machen Sie mir nur hier keine Geschichten,» sagte der Hausvater und schob mir schnell einen Stuhl hin.
«Ich bin ja ganz ruhig,» sagte ich, ohne mich zu setzen.
Ich taumelte hinaus.

Der Hausvater begleitete mich zum Transport auto, das im Gefängnishof bereit stand.

«In Spandau ist es ja auch nicht schlecht,» sagte der Gemütsmensch und half mir beim Einsteigen.

Die Wagentür fiel hinter mir ins Schloss.

Wieder in Einzelhaft.

Eine entsetzliche Zelle.

Viel kleiner, als sie im Allgemeinen ohnehin schon sind.

Das sogenannte Bett ganz dicht über dem Fussboden.

Das kleine, vergitterte Fenster hoch oben, dicht unter der Decke.

Der Fussboden zementiert.

Das ist ja ein richtiges Kellerloch!

Dieses Loch war so klein, dass man das «Bett» ständig hochklappen musste, da sonst fast die ganze Zelle ausgefüllt war.

Ein winziges Tischchen, ein Schemel und ein kleines Wandspind vervollkommneten das Inventar.

Soll ich in dieser fürchterlichen Enge wieder monatelang eingekerkert sein?

Wollen sie mich denn durchaus verrückt machen?

Der Spandauer Gefängnisarzt hat mir bei meinem Eintreffen sofort Bettruhe, «tägliche Bettruhe», befohlen. «Das Bein immer schön hochlegen.»

Aber das «Bett» war so dicht über dem eiskalten Zementfussboden, dass ich entsetzlich fror, obwohl draussen heisser Sommer war.

Ausnahmsweise bekam ich eine zweite Decke.

Aber ich fror und fror.

Die Totenstille in der ganzen Anstalt.

Das kalte Loch, in dem ich in der dunklen Ecke lag ... es war entsetzlich.

Ich versuchte zu schlafen – die Kälte hielt mich wach!

Denken darf ich nicht, nur nicht denken, dann werde ich verrückt!

Es ist doch in einem Staat, der sich einen *Kulturstaat* nennt, unmöglich, dass Menschen, die nicht mehr verbrochen haben, als für den Frieden zu wirken, monatelang eingesperrt und gequält werden!!!

Es ist doch ein ganz gemeiner Schwindel, wenn Hitler allen Völkern jenseits der Grenzen seine Friedenshand entgegenstreckt, während er in seinem eigenen Land alle ehrlichen Friedensfreunde in die «Schutzhaft» steckt. Monatelang. *Jahrelang!!*

Seht Euch diese Hand an, Völker Europas! Es klebt das Blut deutscher Pazifisten daran!

Seht Euch diesen Mund an, der heut⁹ Friedensworte spricht; morgen wird er wie eine Kriegsfurie schreien!

Glaubt seinen Friedensbeteuerungen nicht, so lange auch nur ein Pazifist wegen seiner Überzeugung verfolgt wird.

Man darf nicht denken, wenn man in «Schutz»haft ist. Länger als 20 Jahre habe ich für den Frieden gekämpft und liege jetzt, da fieberhaft zum neuen Kriege gerüstet wird, gefangen und krank in diesem verdammten Loch, mit Eisengittern vor den Fenstern, mit Eisenblech vor der dicken, schweren Tür, verriegelt und verschlossen ...

Wenn man nur nicht denken *müsste!*

Es ist wirklich zum verrückt werden.

... Und dieses «Volk der Denker und Dichter ...»

Es ist zum Lachen ...

Nein, es ist zum Heulen!

Da hat dieses Volk über vier Jahre lang ein entsetzliches Morden erlebt, mit allen erdenklichsten Menschenmordwaffen, mit Gift und Gas und Flammenwerfer.

Über vier Jahre lang ein entsetzliches Sterben und Hungern ... und heut' wieder: Uniform und Soldatenspiel, Militärmusik und Kommissstiefel.

Mit «Hurra» wie 1914!

Mit «Heil Hitler» – 19 Jahre später.

Wie lange ich in Spandau eingesperrt war, vermag ich nicht zu sagen.
Jeder Tag wurde mir zu einer Ewigkeit.
Die unheimliche Stille im ganzen Bau erinnerte mich an eine Leichenhalle.
Jede Zelle war hier wie ein steinerner Sarg.
Das schien sich zu bestätigen durch die Nachricht, die mir der schutzhaftgefangene sozialistische Arzt Dr. X. eines Tages brachte. Dr. X. lag links nebenan in der Zelle.
In der ersten Zeit versuchte ich mich durch Klopfzeichen mit ihm zu verständigen. Es misslang. Dr. X. antwortete nicht.
Er hat wohl solche «Praxis» noch nicht mitgemacht?
Einmal aber hatte ich doch Gelegenheit, ihn zu sprechen.
«Weisst du schon, dass rechts von dir die «Litten-Zelle» ist?» sagte er. Dann erfuhr ich, was sie mit meinem Freund Hans Litten verbrochen hatten.

Bis zu seiner Überführung in die Moabiter Lazarettabteilung lag er in dieser Zelle. Eines Tages wurde er herausgeholt – zum Verhör nach der «Gestapo». Rechtsanwalt Litten war als Verteidiger im «Felseneck-Prozess» tätig. Die Nazis hatten – lange vor der Machtergreifung – einen Überfall auf die Arbeiter der Laubenkolonie «Felseneck» ausgeführt. Die damals schon nazistischen Justizbehörden klagten die überfallenen Arbeiter an.
Litten verteidigte die Angeklagten und erreichte einen Freispruch. Die Nazis haben ihm das nie vergessen und Litten mit auf die Geiselliste gesetzt. Am Tage des Reichstagsbrandes wurde auch er verhaftet und in «Schutz»haft gesteckt.
Er hat, wie alle prominenten «Schutz»häftlinge, fürchterliche Martern erdulden müssen.
Er hielt tapfer aus.
Unter den Folterungen der Gestapo brach er eines Tages doch zusammen. Litten wurde aus seiner Spandauer Zelle geholt, zum «Verhör», im Prügelkeller der «Gestapo».

Der Rechtsanwalt sollte belastende Aussagen machen über seine Mandanten. Litten weigerte sich, unter Berufung auf seine Schweigepflichten als Anwalt. Man schlug ihn ins Gesicht, demütigte und beleidigte ihn. Litten blieb standhaft. Als die Nazis absolut nichts erpressen konnten, stellten sie ihn mit dem Gesicht gegen die Wand. «Wenn du Kommunistenschwein keine Aussagen machen willst, dann wirst du jetzt erschossen.»

Hinter dem Rücken des Rechtsanwaltes wurde, mit Absicht recht geräuschvoll, ein Revolver geladen und entschert.

Die Barbaren weideten sich an der Todesangst ihres Opfers.

Sie pressten ihm den Lauf der Mordwaffe ins Genick.

«Ich zähle bis drei. Wenn du Strolch dann noch keine Aussagen machst, drücke ich ab. Eins ... zwei ...

Litten brach zusammen.

Die Nazis lachten.

Dann wurde «Protokoll» gemacht. Mit Tinte und Peitsche ...! Schliesslich erpresste man dem Gefolterten noch die Unterschrift.

So zwingt man die Opfer, auch die schriftliche Erklärung zu unterschreiben, dass sie «freiwillig» ihre Aussagen gemacht haben, dass sie unter keinem Zwang standen und dass sie insbesondere nicht geschlagen wurden.

Als Litten in seine Zelle zurückgebracht wurde, schrieb er mit letzter Kraft an den Staatsanwalt, dass man ihn durch unerträgliche Quälereien gezwungen habe zu Aussagen, die er freiwillig nie gemacht haben würde und die er hiermit widerrufe. Litten wusste aber auch, was dieser Brief an den Staatsanwalt für ihn bedeutete: erneutes «Verhör», erneute Marter.

Dann lieber den Freitod.

Er öffnete sich die Pulsadern.

Der Gefängnisarzt musste sein Leben der «Gestapo» erhalten –, für spätere, weitere Quälereien; er legte Litten den ersten Notverband an.

Ich lag jetzt neben der «Litten-Zelle».

Sie war leer.

Der Gedanke, dass da nebenan mein guter Freund und Verteidiger in seinem Blute gelegen hatte, war mir unerträglich.

Hans Litten war stets ein hilfsbereiter, uneigennütziger Mensch. Er hatte, obwohl noch ein sehr junger Anwalt, eine grosse Praxis, denn er war sehr beliebt beim arbeitenden Volk. Dabei fragte er seine Mandanten nie nach Geld. Die meisten Prozesse führte er völlig umsonst; nicht nur für mich, seinen Freund, sondern für jeden armen Kerl, der bei ihm Rechtsschutz suchte.

Einmal hörte ich, dass seine Sekretärin ihm von dem Prozess eines Kollegen erzählte, bei dem dieser eine grosse Summe verdient hätte. Wie wenig er an seine eigenen Bedürfnisse dachte, zeigt seine impulsive Entgegnung: «Ach, wenn *wir* doch einmal einen solch gut bezahlten Prozess hätten, dann könnten wir ein ganzes Jahr umsonst arbeiten!»

Litten gehörte keiner Partei an. In steter Hilfsbereitschaft stellte er sich den Ärmsten der Armen zur Verfügung, die sich in den Maschen des Gesetzes verwickelt hatten. Da er die Arbeiterschaft trotz ihrer politischen Gespaltenheit als Klasse ansah, litt er darunter, gegen die nationalsozialistischen Arbeiter, die politisch links eingestellte Kameraden schwer verletzt oder getötet hatten, scharf vorgehen zu müssen; denn ihm waren sie weniger die Anhänger einer gegnerischen Partei als die verführten Proletarier. Daher musste ihm alles daran liegen, die Fäden aufzudecken, die von den verführenden Hintermännern zu den Straftaten führten. Aber diese Bemühungen im Interesse der Arbeiter, die in das Innere der nationalsozialistischen Organisationen allzu sehr hineingleuchteten, machten ihn den Nazis besonders verhasst. Sie sahen in ihm wegen seiner Liebe zum Proletariat den «marxistischen» Rechtsanwalt, den sie schon vor der «nationalen Erhebung» immer wieder bedrohten.

Er, der es als seine Aufgabe betrachtete, mit seinem beruflichen Können dem Proletariat so weit wie möglich zu helfen, hat für diese Aufgabe lediglich im Rahmen seines Berufes gearbeitet und ist dafür, dass er als Rechtsanwalt seine

Pflicht tat, d.h. dass er das ihm Anvertraute als Berufsgeheimnis wahrte und seinen Mandanten nicht in den Rücken fiel, von den Nazis bestraft worden. Rechtsanwalt Hans Litten sass am 28. Februar 1935 bereits *zwei Jahre* in Schutzhaft!!!

Er wird weiter gefangengehalten, obwohl er völlig unschuldig ist! Durch einen schweren «Unfall» in der Schutzhaft ist ihm *ein Bein gebrochen* worden! Litten kann sich nur sehr mühsam am Krückstock fortbewegen.

Er ist herzkrank.

An eine Entlassung dieses völlig unschuldigen, schwer kranken Menschen denkt der edle Adolf Hitler nicht!

Wo ist das Gewissen der anständigen Menschen in der Welt?!

Wo in der Welt sind die Rechtsanwälte, die *Kollegen* dieses gefangenen Anwaltes, die aufstehen und protestieren und protestieren?!

Wo sind die Mütter, die schreien und schreien, bis die greise Mutter Litten ihren lieben Sohn wieder bekommt?!

Dieser edle und selbstlose Mensch ist jetzt im *dritten* Jahr in Schutzhaft...!

Wer von den ausländischen Pressevertretern, Diplomaten und prominenten Persönlichkeiten hat den Mut, bei irgendeinem Anlass, bei Empfängen und Festessen, Herrn Hitler zu fragen «... und wie, edler Führer, ist es mit dem Rechtsanwalt Hans Litten?»

Er wird Euch antworten: «Das ist eine innerdeutsche Angelegenheit!»

Dann sagt ihm: «Das ist eine Angelegenheit der ganzen *Kulturwelt!*»*

... Und eine *Kulturschande* ist es obendrein.

Jetzt war ich schon fast sieben Monate eingesperrt.
Nun wieder in Einzelhaft – krank – in einem Kellerloch.
Vielleicht wird man mich – wie mein Freund – eines Tages zum «Verhör»
holen?
Das Ganze ist wie ein Lotteriespiel: Heute trifft es die Zelle Nr. 64, morgen
kann es Zelle 65 sein.
Wohin wird man mich morgen transportieren?
Wohin übermorgen?
Diese Untermenschen machen ja mit mir, was sie wollen!
Trotz und Verzweiflung mischten sich bei mir zu der fixen Idee, mich völlig
haftunfähig zu machen.
Mit einem Kopierstift.
Ob ich hier in der Ecke meiner dunkeln Zelle das bisschen Licht sehe oder
nicht?!Der Rest meines Lebens gehört mir und meiner schönen Idee.
Hier werde ich langsam verrecken.
Wenn ich aber die Sache mit dem Kopierstift mache, dann muss man mich
doch entlassen!
Einem Blinden können sie ihre teuflischen Grimassen nicht zeigen. Man wird
mich dann freilassen. Ich werde ins Ausland gehen und der Welt mein Gesicht
zeigen, meine Augen, die ich mir blind machte, aus höllischer Verzweiflung.
Mein entstelltes Gesicht wird das Spiegelbild der «Schutz»haft sein. Einen
blinden Zeugen wird man anhören, wird ihm Glauben schenken.
Von Land zu Land werde ich ziehen, um alle Kulturvölker aufzurufen gegen
die raffiniertesten, grausamsten Folterungen im Herzen Europas, im «friedli-
chen» Hitler-Deutschland.
Wenn ich den Rest meines Leben *dafür* rette –, sei es mit dem Opfer meiner
Augen –, dann hat mein Leben noch einen Zweck.
Ich kann die Welt *sehend* machen, gerade dadurch, dass ich selbst erblindet
bin ...
Mein Plan stand unerschütterlich fest.
Ich bat den Wachtmeister, als er gelegentlich in meine Zelle trat, um einen
Kopierstift.
Er lieh mir einen *Bleistift*.

Damit ging's freilich nicht.

«Haben Sie nicht einen *Kopierstift*, Herr Wachtmeister?» «Nee – kommt nicht in Frage,» wehrte er kurz ab.

Ich werde versuchen, mit dem Genossen Dr. Schminke zu sprechen und ihn um einen *Kopierstift* bitten.

Schminke kam geradewegs zu mir.

«Wir sollen entlassen werden,» sagte er, «Du, der Genosse X und ich.» Ich wehrte ab. Diese Manöver kannte ich.

Das sollte wieder so ein Nervenkitzel sein.

Schminke schien auch selbst nicht daran zu glauben.

Der Inspektor kam hinzu und befahl mir, mich fertig zu machen. «Um 5 Uhr kommen einige Herren von der Staatspolizei her und werden Sie entlassen.»

Das war denn doch zu starker Tobak.

Solche faulen Witze reißt man nicht einmal mit «Schutz»haftgefangenen.

Aber der Inspektor blieb ernst und verlangte durchaus, dass ich mich «fertig machen» solle.

Ich glaubte bestimmt nicht an Entlassung.

Vielleicht soll ich nach Oranienburg transportiert werden?

Ich werde mir auf alle Fälle einen *Kopierstift* besorgen.

Um ½5 Uhr humpelte ich, gestützt vom Wachtmeister und meinem Krückstock, zum Konferenzzimmer.

Dr. Schminke und Genosse X. warteten schon.

«Wir sollen entlassen werden!»

«Ich glaub's nicht.»

Es war übrigens auch so sonderbar: Dr. Schminke war Kommunist, der Genosse X. ein sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter und ich ein Parteiloser.

Wollte man wieder einmal eine Prominentenbesichtigung vornehmen?

Na – wir werden ja sehen.

Jedenfalls: so spät am Nachmittag und so plötzlich eine Entlassung?

Ausgeschlossen!

Die grosse elektrische Uhr im Konferenzzimmer zeigte schon 5 Uhr 15. Pünktlich waren die Herren von der Staatspolizei jedenfalls nicht.

Es wurde 5.30 Uhr.

Wir drei sassen hoffnungslos auf der langen Bank an der Wand und plauderten von allerhand nebensächlichen Dingen, um unsere Aufregung zu verbergen.

5.45 Uhr.

Der Inspektor erschien und drückte selbst seine Verwunderung aus, dass «die Herren von der Gestapo noch nicht da sind».

Dr. Schminke verstand sich als Arzt sehr gut mit ihm: «Wer weiss, was da wieder vorliegt. Das Ganze wird wohl ein Irrtum sein « Aber der Inspektor beschwor uns: er habe Auftrag bekommen, uns drei im Konferenzzimmer, pünktlich um 5 Uhr, zu versammeln, zwecks Freilassung.

Es wurde 6 Uhr und noch später.

«Am besten ist es,» sagte der Inspektor, «Sie gehen wieder in Ihre Zellen zurück. Wenn die Herren von der Staatspolizei heut' noch kommen, dann lasse ich Sie sofort rufen. Bleiben Sie also angezogen.» Wir gingen zurück in unsere Käfige.

Und warteten und warteten ...

Endlich kam der Inspektor.

Jetzt???

Aber er kam nur, um uns zu sagen, dass wir uns «ruhig schlafen legen können. Heute kommen die Herren nicht mehr. Eine Autopanne unterwegs. Schlafen Sie ruhig und morgen werden Sie abgeholt, zur Staatspolizei.»

Der Mann hatte klug reden: «Schlafen Sie ruhig.»
Und was heisst das – «zur Staatspolizei»?
In den Prügelkeller? – Zum «Verhör»?
«Schlafen Sie ruhig!»
Der Mann hat noch nicht sieben Monate in «Schutz»haft gelegen, sonst könnte er so etwas nicht sagen.
«Verzweifeln Sie ruhig!» – hätte er sagen sollen.

Ich habe diese Nacht nicht eine Minute geschlafen.
Als der Morgen kam, wurde ich seltsam ruhig und gefasst.
Mehr als totschiagen können sie mich ja nicht.

Am Morgen trafen wir uns wieder im Konferenzzimmer.
Ein Kriminalbeamter holte uns ab.
Es war immerhin ein günstiges Zeichen, dass *ein* Krimmi *drei* Gefangene transportiert.
Bei meiner Verhaftung holten mich allein sechs Krimmis.
Es war ein weiteres gutes Zeichen, dass der Krimmi eine Autotaxe mietete.
Nun glaubte ich *doch* an Entlassung.

In der «Gestapo» empfing uns der zuständige Dezernent, Dr. Conradi, nicht gerade freundlich, aber auch nicht bösartig.
Einzelnen mussten wir sein Zimmer betreten.
Jedem hielt er einen mehr oder weniger langen Vortrag und überreichte zum Schluss jedem einen Entlassungsbrief.
Als ich ins Zimmer humpelte, am kranken Bein einen Filzschuh, machte er es «kurz und bündig». Dann gab er mir dieses Schreiben:

II B Nr.

An

Herrn

Kurt Fischer

Nach Prüfung Ihrer Schutzhaftsache habe ich mich entschlossen, die Aufhebung der Haft anzuordnen. Die Entlassung erfolgt unter der Voraussetzung, dass Sie keine wie auch immer geartete Tätigkeit entfalten, die dem Aufbau des nationalsozialistischen Staates irgendwie hinderlich sein könnte. Eine nach Ihrer Entlassung begangene illegale Handlung würde die schwersten Folgen für Sie nach sich ziehen. Ich lasse Sie daher für die kommende Zeit überwachen.

Sie haben sich ~~vor~~ Vorlage dieses Schreibens bei der für den Ort Ihrer Rückkehr zuständigen Polizeibehörde (Polizeirevier *13*) zu melden. Die Meldung erfolgt ~~einmal~~ mal wöchentlich. Sie ist zunächst befristet bis 1. Dezember 1933 und fällt mit diesem Tage fort, falls Ihre Führung in der Zwischenzeit nicht zu beanstanden war.

Im Auftrage:



Sieht mir irgendjemand an, dass ich soeben aus der «Schutz»haft komme?
Sieben Monate – eine schöne Zeit!

Wohin soll ich gehen?
Ich habe ja kein «zu Hause» mehr!
In meinem Friedens-Museum ist jetzt eine Hitler-Kaserne ... Wohin?
Ich hab' ja kein eigenes Heim mehr!

Erst mal schleunigst hier weg.
Das war mir denn doch eine zu heisse Gegend.

Ich humpele die Strasse rechts hinunter.
Da ging's zum Spittelmarkt.
Mehrums mache ich schlapp.
Die plötzliche Freiheit! –
Mein Gott!!
Es war tatsächlich kein Traum ...

Ich spiegle mich im Vorübergehen in einem grossen Schaufenster: der da am
Krückstock mit seinem Karton humpelt, das war ich.
Ich träume nicht – bin wirklich frei!!!
Aber ich stehe noch auf recht schwachen Füssen.
Das ungewohnte lange Laufen ermüdet mich.
Oft bleibe ich unauffällig an Schaufensterauslagen stehen, um zu ruhen.

Dann probiere ich wieder ein Stück.
Der erste Gesinnungsfreund begegnet mir.
«Hallo, Ernst Friedrich?»

«Ich komme eben aus der Hölle, Genosse! – Vor einer Stunde war ich noch in «Schutz»haft. Du – es war höchste Zeit!» Wir plauderten eine Weile.

«Sage den andern Genossen, dass ich frei bin. Wir werden uns am nächsten Sonntag auf meinem Schiff treffen, da sind wir ungestört.» Der Genosse schwieg so sonderbar.

«Also sag’ den Freunden ein ‚Fröhliches Wiedersehen‘ auf dem ‚PAX VOBISCUM‘.»

Ich humpelte weiter.

Freude oder Leid – sieben Monate «Schutz»haft mit allen Schrecken lässt kein Lachen und keine Tränen mehr aufkommen.

Glück oder Unglück – es gibt keine Erwartungen und keine Enttäuschungen mehr.

Als ich später erfuhr, dass die Nazis meinen «PAX VOBISCUM» schon längst gestohlen hatten, war ich nicht im Geringsten betrübt oder enttäuscht. Meine Freunde, die alle längst wussten, dass mein Schiff schon seit Monaten «beschlagnahmt» war, wagten mir nicht zu sagen, dass man mir auch diese, meine *letzte* Zuflucht, genommen hatte ...

Gewiss: ein neuer, schwerer Schlag, aber ich spürte ihn kaum noch.

Warum soll mir nicht *alles* genommen werden?

Allerdings sollte man von einem Staat, der sich ein Rechtsstaat nennt, erwarten dürfen, dass die Behörden den Eigentümer von der Beschlagnahme seines Eigentums ordnungsgemäss benachrichtigen.

Vor der Hitler-Regierung war das so üblich. Auch die Gründe einer eventuellen Beschlagnahme wurden selbstverständlich mitgeteilt. Es gab Beschwerdemöglichkeiten, man konnte Rechtsmittel gegen die Beschlagnahme einlegen, konnte gegen die Behörden klagen.

Im Hitlerstaat sind Freiheit und Recht abgeschafft.

Ich erhielt nicht nur *keine* amtliche Mitteilung von der Beschlagnahme des «PAX VOBISCUM», ich erhielt im Gegenteil wiederholt mündliche und mehrmals schriftliche Zusicherungen, dass mein Eigentum nicht (!) beschlagnahmt wird, mehr noch: der Polizeipräsident schrieb mir sogar, dass er die «*notwendigen Schritte zur Sicherung*» (!!) meines Eigentums veranlasst habe!



Der Polizeipräsident in Berlin

- Abteilung I -

Berlin C 25, Alexanderstr. 3/6

Eingang- und Bearbeitungsvermerk

I^{2a}Hart 90.

Zellengefängnis Moabit

An
das Zellengerängnis Moabit,

Eing 25 APR 3 3

B e r l i n,
Lehrter Straße 5.

Geschäftszeichen und Tag Ihres Schreibens

Geschäftszeichen und Tag meines Schreibens

s. oben, den 19. April 1933.

Zur Aushändigung an Ernst F r i e d r i c h

- - - -

Auf Ihre Eingaben 23., 31. März und Ihr Schreiben vom 3. April 1933 teile ich Ihnen mit, daß die weitere Haft gegen Sie auf Grund des § 1 der VO. vom 28.2.1933 angeordnet ist, so daß eine richterliche Nachprüfung nicht stattfindet. Zur Sicherung Ihres Eigentums habe ich die notwendigen Schritte veranlaßt.

Im Auftrage:
gez. Dr. Mitteldach.



Beglaubigt.

Kanzleiaffidant

Kz.

Trotz dieser schriftlichen Erklärung des Polizeipräsidenten die Tatsache, dass mir die Polizei mein Privateigentum beschlagnahmt!!!

Bürger in Kulturstaaten: wie nennt ihr in Euren Ländern ein solches Tim? Diebstahl – nicht wahr? – *Diebstahl!*

Keine Regierung, und sei es im primitivsten Negerstaat im dunkelsten Afrika –, könnte sich länger als einen Tag behaupten, wenn sie ihre Staatsbürger so höhnisch belügen und so offensichtlich bestehlen würde.

Mit den schriftlichen Erklärungen des Polizeipräsidenten über den *Schutz* meines Eigentums ging ich zum Wasserpolizeiamt. Dort lag mein Schiff.

Ich meldete mich bei dem zuständigen Polizeioffizier und legitimierte mich als Eigentümer des Schiffes «PAX VOBISCUM».

Der Offizier zuckte bedauernd die Achseln: er könne nichts für mich tun, er habe das Schiff «in völlig verwaorlostem Zustand» beschlagnahmt.

Ich protestierte. Als ich von Bord ging, war es tadellos in Ordnung. Eine grosse Werft hatte es gründlich überholt. Neue Stahlplatten wurden im Schiffskörper eingezogen. Über und unter Wasser, vom Bug bis zum Achter, war das ganze Schiff überholt. Sogar ein neuer, moderner Rohölmotor stand im Maschinenraum.

Der Offizier wollte mir anfänglich nicht glauben. Bis ich ihn durch Rechnungen und Belege von der Wahrheit meiner Worte überzeugen konnte.

Monatelang hatte ich Ausbesserungen und Verschönerungen vorgenommen, das ganze Schiff, aussen und innen, so ausgebaut, dass es als Wohn- und Museumsschiff benutzt werden konnte.

Es war ein Umbau und Ausbau, ähnlich wie in meinem «Anti-Kriegs-Museum».

Jede freie Stunde, die mir das Friedens-Museum liess, brachte ich auf meinem Schiff zu. Mit Hammer und Säge, mit Eisenschrauben und Farbe, führte ich die meisten Arbeiten selbst aus, um Geld zu sparen. – Nur die Arbeiten auf dem Trockendock: das Einziehen der neuen Stahlplatten, unterhalb der Wasserlinie, musste der Werft in Auftrag gegeben werden.

Eine so gründliche Überholung war notwendig, weil ich eine grosse Auslandsreise plante. Französische Pazifisten luden mich zu einer Ausstellungs-Fahrt durch Frankreich ein. Das ganze Museumsmaterial sollte auf dem «PAX VOBISCUM» verladen und auf dem Wasserwege – durch Kanäle und Flüsse – in ganz Frankreich gezeigt werden. Die Transportkosten mit dem Schiff wären bedeutend billiger gekommen als mit der Eisenbahn. Ganz abgesehen von der grossen Propaganda, die ein solches Friedensschiff an sich schon ausmacht. Durch den Einbau eines Rohölmotors, der mit dem billigen Erdöl gespeist wird, waren die Betriebskosten auf ein Minimum herabgedrückt.

Ein solches Museumsschiff wäre ganz zweifellos ein grosser Erfolg gewesen.

Mit dem französischen Gesinnungsfreund Gilbert Lesage, Paris, besprach ich bereits die Einzelheiten einer solchen Schiffsreise; mit einem Vertreter der «Olex»-Erdölfirma fanden Besprechungen statt über die Tankmöglichkeiten im Ausland usw. Alles war aufs Beste vorbereitet; das Schiff in tadellosem Zustand.

Anfang des Jahres 1933 wollte ich «in Spree stechen».

Da kam Hitler zur Macht.

Nun verschob ich meine Ausreise, weil es zu sehr nach «Flucht» ausgesehen hätte.

Fliehen mögen die Krieger. Ein Pazifist flieht nicht.

Also unterblieb die Ausreise. Das Friedensschiff blieb im Hafen der Werft, bis – die Nazis den «PAX VOBISCUM» beschlagnahmten und *demolierten!*

Zwar wären sie lieber mit losgefahren.

Das Schiff von Ernst Friedrich unter der Nazi-Flagge. Mit brauner Besatzung!

Das hätte so eine richtige Seeräubergeschichte abgegeben.

Das wäre ein Triumph!

Aber die Kerle waren zu dumm. Sie standen vor dem Rohölmotor wie die Ochsen vor dem Scheunentor.

Wie Hitler vor dem Völkerbund.

Alle ihre Bemühungen, den Motor in Gang zu bringen, misslangen. Ach ja, wenn sie Ernst Friedrich aus der «Schutzhaft» herholen könnten; der würde das Ding schon in Gang bringen. Aber der lag kaputt in einer Zelle.

Also schlugen wir sein Schiff auch kaputt.

Und mit derselben «Gründlichkeit», mit der sie das Friedensæaus demolierten, so demolierten sie jetzt das Friedensscæi/// Alles wurde kurz und klein geschlagen. Tische und Stühle zerhackt. Sofas zerschnitten. Bettkästen auseinandergerissen. Schränke zu Kleinholz verarbeitet. Sogar der Fussboden wurde auf gerissen.

Wenn sie mit dem Ding nicht fahren konnten, weil sie zu dumm dazu waren, dann verstanden sie sich umso besser auf ihr barbarisches Werk der Zerstörung. Heil Hitler!

Da stand ich nun vor dem Offizier des Wasserpolizeiamtes mit meinem Schreiben vom Polizeipräsidenten, wonach zur Sicherung Ihres Eigentums die notwendigen Schritte veranlasst* sind.

Und da lag mein von der *Polizei* gestohlenen Eigentum!

«Das Schiff war in einem fürchterlichen Zustand,» wiederholte der Polizeioffizier, – «es lohnte sich eigentlich gar nicht mehr, es wieder in Ordnung zu bringen, aber der Motor war noch ganz.» «Bekomme ich jetzt mein Eigentum wieder?» Der Offizier bedauerte.

Ich zog *noch* ein Schreiben vom Polizeipräsidenten aus der Tasche, wonach .an der Beschlagnahme Ihres Privateigentums ein Staatsinteresse nicht besteht».

Der Offizier zuckte die Achseln.

«Warum sagt mir die Polizeibehörde nicht, dass mein Eigentum *doch* beschlagnahmt ist, obwohl ich es *schriftlich* habe, dass das *nicht* geschehen wird, obwohl man mir sogar verspricht, dass man mein Eigentum *schützen* wird? Der Offizier bedauerte wieder.



Der Polizeipräsident in Berlin

Abteilung I

Berlin C 25, Miegauerstraße 36

Eingang- und Bearbeitungsvermerk

An

das Zellengefängnis
Moabit,

Lehrter Str. 3

zur Aushändigung an Herrn
Ernst F r i e d r i c h .

Geschäftszeichen und Tag Ihres Schreibens

Geschäftszeichen und Tag meines Schreibens

26.4.1933

Betrifft:

Ich kann Ihnen versichern, dass ich von mir aus die erforderlichen Schritte unternehmen werde, um nach Möglichkeit Ihr Privateigentum, an dessen Beschlagnahme ein Staatsinteresse nicht besteht, zu schützen. Eine persönliche Vernehmung vermag ich infolge meiner ausserordentlichen dienstlichen Inanspruchnahme zurzeit nicht herbeizuführen.

J. A.

Mittelbach
Stabschef im Polizeipräsidium

Eigentümliche Rechtspflege und Rechtsbegriffe in Hitler-Deutschland!

«Darf ich mein Schiff wenigstens einmal sehen?»

Wir gingen ans Wasser.

Da lag ein *feldgrau* gestrichenes Polizeischiff: mein ehemaliger «PAX VO-BISCUM» – !

Die schöne, weisse Lackfarbe, mit der ich das Friedensschiff gestrichen hatte, war jetzt schmutzig-grau überpinselt.

Polizeifarbe statt der Farbe des Friedens.

Der schöne, symbolische Name war übermalt mit einem nüchternen: «*Papenburg*».

«Warum nennen Sie denn mein Schiff – pardon: *Ihr* Schiff –: *Papenburg*?»

Ich erfuhr, dass das Friedensschiff jetzt nach Pommern bestimmt sei, wo es *Polizeidienst* verrichten müsse. In der Stadt Papenburg wäre die neue Heimat des Schiffes, daher der Name «*Papenburg*».

O, ihr guten, ehrlichen Bürger Papenburgs! Wenn ihr das ehemalige Friedensschiff im Hafen liegen seht; dann denkt daran, dass es *gestohlen* ist! Denn der Eigentümer des Schiffes ist der Verfasser dieses Buches. Und der Eigentümer dieses Schiffes hat bei der Berliner Polizei seine Eigentümerschaft glaubhaft nachgewiesen und seinen Verlust polizeilich gemeldet. Aber die Polizei sucht den Dieb nicht, denn sie hat das Schiff *selbst* gestohlen.

Nicht wahr, ihr lieben Bürger Papenburgs: wenn das Schiff von der Polizei *beschlagnahmt* worden wäre, dann hätte man ja «von Rechtswegen» den Eigentümer von der Beschlagnahme unterrichten müssen. Da das aber nicht geschah – bis heute noch nicht geschah! –, da vielmehr «an der Beschlagnahme ein Staatsinteresse nicht besteht», so bleibt doch nur ein glatter *Diebstahl* übrig! Oder wie nennt ihr guten Bürger Papenburgs so etwas in eurem Hinterpommern?

Ich sah mein Friedensschiff zum letzten Mal.

«Nicht an die Güter hänge dein Herz» – sagte ich leise vor mich hin und ging.

Immerhin eine kleine Kursänderung der Schiffsreise: statt nach Frankreich – nach Hinterpommern.

Übrigens *auch* eine schöne Gegend.

Der heut' noch rechtmässige, gesetzliche Eigentümer des Schiffes wird nun per Eisenbahn durch das friedliche Frankreich fahren und in seinen Vorträgen erzählen von dem Friedensschiff «PAX VOBISCUM», das die deutsche Polizei einem deutschen Staatsbürger (ich bin leider *noch nicht* «ausgebürgert») gestohlen hat.

Hoffentlich hat mir dann Hitler, der mir mein gesamtes Eigentum und meine Gesundheit genommen hat, auch noch meine Staatsbürgerschaft genommen, denn *ich schäme mich – Staatssklave Hitler-Deutschlands zu sein!*

Teure Heimat . . .;

Die Nazis haben mir als mein persönliches Eigentum nicht viel mehr gelassen als meinen Krückstock.

Da ich kein «Materialist» bin und demzufolge mein Herz nicht an die irdischen Güter hänge, so habe ich auch den Verlust meines gesamten Eigentums nicht lange bedauert.

Angefangen vom Museumsgrundstück und dem Friedensschiff, über die Museums-, Kino- und Wohnungseinrichtung, die Bekleidung und Wäsche meiner Familie – bis zum letzten Taschentuch – haben mir die «Erneuerer Deutschlands» Werte im Betrage von weit über 70,000 Mk. zerstört oder gestohlen.

Mein vaterländisches Herz schlug besonders hoch, als ich später auf der Strasse einen Nazi in Zivil sah, dessen Anzug *mir* früher einmal gehörte ...

Ich war heimatlos in meiner Heimat.

Ich ging stempeln.

Stempeln ging ich doppelt: einmal um *Wohlfahrtsunterstützung* zu beziehen und dann um mir jeden dritten Tag den polizeilichen Stempel aufdrücken zu lassen, denn ich stand nach meiner siebenmonatigen «Schutz»haft noch weitere zwei Monate unter *polizeilicher Kontrolle* – wie früher die Sittenmädchen.

Um meinen Verlust zu vervollständigen, verlor ich jetzt noch meine Haare infolge einer erneuten Nervenkrise.

Dass die *Wohlfahrtsbehörde* mich sofort nach meiner Entlassung aus der «Schutz»haft noch einen Monat in ein *Krankenhaus* schickte, ist ein Beweis, wie sehr «erfolgreich» die siebenmonatige «Schutz»haft für mich war, denn die Wohlfahrtsbehörde schickt bekanntlich nur wirklich *sehr* schwer Kranke ins Spital.

Aber selbst im Spital lag ich «unter Polizeiaufsicht»!



Für Völkerverbrüderung.

Französische und belgische Austauschschüler in Berlin, als Bordgäste auf dem Museums-Schiff.



Der Direktor des Friedens-Museums – muss auch ein guter Schiffskapitän sein!

Aus dem Krankenhaus wurde ich Ende September entlassen. Ich war zwar noch längst nicht gesund, aber mit Hilfe meines Krückstockes rutschte ich jetzt schon ganz gut vorwärts.

«Verzeihen Sie» – sagte einmal ein Nazi, der mich auf der Strasse unsanft, aber aus Versehen angestossen hatte, «verzeihen Sie» – wiederholte er und legte die Hand zum Gruss an die Mütze.

Es war der erste und blieb der einzige Nazi, der mich jemals um Verzeihung bat.

Hätte er gewusst, *wer* ich war – ich zweifle keinen Augenblick, dass er mich verhaftet und in die Hitlerkaserne im ehemaligen «Anti-Kriegs-Museum» geschleppt haben würde.

Das gäbe ein Hallo!

Was man dort mit *mir* gemacht hätte, kann man sich leicht denken, wenn man sich vergegenwärtigt, was sie entsetzliches mit denen angestellt haben, die nur im *Verdacht* standen, meine Gesinnungsfreunde zu sein.

Meine Gefangenschaft in meinem ehemaligen Friedensmuseum hätten die braunen Helden als ihren grössten Triumph angesehen und mit ihren Nilpferdpeitschen auf meinem Rücken gefeiert.

«Wenn wir den Ernst Friedrich ‘mal zwischen unsere Finger kriegen –! ... den drehen wir durch den Wolf –!»

Ganz zweifellos wäre ich lebend nicht mehr aus dieser Prügel-Kaserne gekommen.

Ich musste mich daher nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus äusserst vorsehen, um nicht erkannt zu werden. Ich änderte nach Möglichkeit mein Aussehen, ging selten am Tage aus und mied verkehrsreiche Strassen.

Den Hut tief ins Gesicht gezogen, so schlich ich durch die heimatlichen Strassen ...

Teure Heimat! Du hast keinen Platz mehr für Pazifisten.

Jede Nacht musste ich meine Schlafstelle wechseln, denn gerade nachts befürchtete ich wieder unerwünschten Besuch.

Besuchte ich meine Freunde, so konnte ich nur wenige Augenblicke bei ihnen verweilen. Hatte sich ein Spitzel an meine Fersen geheftet? Hat mich jemand von der Nachbarschaft gesehen und erkannt?

Einige gute Kameraden befanden sich noch in städtischen Diensten, ihre Beziehungen zu mir konnten ihnen verhängnisvoll werden.

Ich war eine *Gefahr* für meine Freunde! Einige hatten den Mut, mich ganz offen zu bitten, nicht mehr wieder zu kommen.

Was sollte ich noch in dieser 4%-Millionen-Stadt, die einem friedlichen Bürger nicht eine einzige ruhige Nacht garantieren kann?

Was sollte ich noch in diesem sechzig-Millionen-Land, das einem Friedensfreund keinen Schutz – nur «Schutz»haft gewähren kann? Wie Pilze nach dem Regen – so schossen nach dem Untergang der Weimarer Republik die Uniformen aus der braunen Erde.

Uniformen in den Kasernen –

Uniformen in den Strassen –

Uniformen in den Arbeitslagern –

Uniformen in den Schulen –

Uniformen in den Familien –

Uniformierte Eltern und Kinder –

Uniformierte Professoren und Strassenfeger.

Überall und über alles: Uniform – und uniformiert: da muss sich der *Mensch* verstecken.

Wenn der Soldatenstiefel das Pflaster tritt – hört man den Herzschlag nicht.

Wenn der Helm den Kopf einpresst – ist kein Platz mehr für grosse Gedanken.

Man sagt: es sei erwiesen, dass es nicht die Hände sind, sondern das Lächeln, womit die Menschen einander ergreifen und halten.

Dann werden in Deutschland, in dem Land ohne Lächeln, die Menschen zu Grunde gehen, denn dort lächeln nur noch die Irrsinnigen!

Die Vernünftigen schweigen.

Die Gütigen weinen.

Im Hitler-Deutschland gebrauchen die Menschen ihre Hände nicht, um damit einander zu ergreifen, sondern um damit einander anzugreifen, einander zu würgen.

Mensch sein heisst in diesem Land ohne Lächeln: rechtlos und geächtet und verfolgt sein.

Teure Heimat! Du nahmst mir Heim und Herd im buchstäblichen Sinne des Wortes.

Sei gegrüsst! Du raubtest mir Existenz und Gesundheit ...

.Da meine Füße keine Soldatenstiefel tragen können, auf meinen Kopf kein Helm passt, so muss ich den Staub von meinen Füßen schütteln.

«Sei gegrüsst, aus weiter Ferne.

Teure Heimat – sei gegrüsst!»

Keine Flucht . . .

Dieser braunen Hölle hätte ich gleich nach meiner «Schutz»haft-Entlassung entfliehen können. Gute Genossen hätten mich sicher über die Grenze gebracht.

Aber ich wollte auf keinen Fall fliehen.

Andererseits hatte ich keinen Grund, die Behörden von meiner Absicht – Hitler-Deutschland zu verlassen – zu unterrichten. Ich wollte nur noch abwarten, bis mich die Staatspolizei völlig «freigeben» würde. Die Nazis sollten mir nicht nachsagen können, dass ich «feige» geflohen sei, dass ich mein gegebenes Wort: «mich bis 1. Dezember dreimal wöchentlich bei der zuständigen Polizeibehörde zu melden,» gebrochen hätte. Also holte ich mir nach meiner Entlassung aus dem Krankenhaus jeden dritten Tag meinen Polizeistempel.



Jedesmal, wenn ich das Polizeirevier betrat, rechnete ich mit meiner neuerlichen Verhaftung.

Beim Eintreten in die Polizeistube grüsste ich jedesmal mit einem «Guten Tag» und jedesmal antwortete man mit «Heil Hitler».

Ich brachte diesen idiotischen Gruss nicht über meine Lippen.

Wie kann ich, der durch Hitler *krank* gewordene Mensch, dem *gesunden* Hitler «Heil» wünschen?

Im Übrigen sind ja doch die Nazis gegen die «verweichlichenden Christusworte» der Bergpredigt, wonach der Gemartete seinen Peiniger liebt und ihm «Heil» wünscht.

Gemäss der Gewaltlehre der Nazis wäre es vielmehr richtiger, ich würde mit «Rache Hitler» grüssen.

Wie albern, wenn im Krankenhaus, bei der Visite, der teutsche Arzt schwer kranke Patienten mit «Heil Hitler» begrüsst, statt mit einem angebrachten: «Heil *Euch!*»

Wie blöde, wenn die in ihren Schmerzen liegenden auf Heil und Heilung hoffenden Kranken dem Arzt zurufen, dass er *Hitler* heilen soll.

«Heil *Hitler!*»

Dieser Hitler ist ja gar nicht krank, er macht vielmehr ein ganzes Volk krank und lässt *sich* von ihm dann «*Heil*» wünschen!

Ist dieser Gruss nicht idiotisch?

Ist dieses Volk, das diesen Gruss spricht, nicht krank?

Jedesmal, wenn ich auf der Polizeistube über der Eingangstür in grossen Lettern las:

<p style="text-align: center;">Hier grüsst man Deutsch: «Heil Hitler»</p>

dann hatte ich immer ein schleimiges Gefühl im Halse.

Ich räusperte mich und sagte stets: «Guten Tag».

Ich konnte nicht anders!

Mein Bein war krank, aber mein Verstand noch gesund.

Werden die Polizeibeamten dem «Geheimen Staatspolizeiamt» berichten, dass «meine Führung in der Zwischenzeit zu beanstanden war,» indem ich stets den «Hitler-Gruss» verweigerte?

Wenn ich in drei Tagen wieder meinen Polizeistempel hole, wird man mich dann verhaften?

Ich betrat jedesmal die Polizeistube mit dem oft ganz bestimmten Gefühl: *heut'* behält man mich da!

Auf dem Wege zum Polizeirevier räumte ich vorsichtshalber meine sämtlichen Taschen aus.

Heut' wird man mich ganz sicher verhaften. Da sollen sie keine Notizzettel bei mir finden, die eventuell Adressen von Freunden enthalten.

«Guten Tag» grüsste ich dann wieder.

«Heil Hitler» kam es zurück.

Ich verfolgte gespannt jede Bewegung des Polizeibeamten.

In welches Fach greift er jetzt?

Dort liegen grosse Formulare –, sicherlich Haftbefehle?

Die Hand des Beamten fasst in ein anderes Fach.

Ob *das* die Haftbefehle sind?

Der Polizist kramt eine Weile und findet nicht, was er sucht.

Am Ende sucht er ein Schreiben, einen Befehl von der «Geheimen Staatspolizei»?

Da, links an der Ecke seines Schreibtisches, da liegt so ein Wisch. Das scheint ein Briefkopf der Staatspolizei zu sein. Ich kenne diese Dinger.

Das ist bestimmt der Haftbefehl, den er sucht.

«Einen Augenblick», sagt der Beamte, und fügt ein «setzen Sie sich!» hinzu.

Was heisst das?

Warum gibt er mir nicht *gleich* den Stempel?

Warum sagt er «einen Augenblick»?

Und was heisst: «Setzen Sie sich?»

Der Beamte steht auf und geht ins Nebenzimmer.

«Polizeikommissar» lese ich an der Tür.

Aha! Er will ihm sagen, dass ich hier bin.

Nach einer Weile kommt der Beamte mit dem Kommissar aus dem Zimmer.
Auf mich zu.

Ich fühle, wie ich erleiche.

«Guten Tag» grüsse ich ihn.

«Heil Hitler!» antwortete er und –
geht an mir vorüber.

Er tritt ans Telephon und verlangt eine Nummer von der Zentrale.

Ist das nicht die Nummer der Staatspolizei??

Gewiss! Gewiss!!

Der andere Beamte tritt inzwischen auf mich zu und verlangt meinen Melde-
schein.

«Bitte!» überreichte ich das Papier und schon sitzt mein Stempel oben.

Was denn?

Man wird mich doch nicht verhaften, wenn ich den *Stempel* bekomme?!

Ich wisch mir den Schweiss von der Stirn.

«Danke,» sage ich etwas lauter als sonst und –: «Guten Tag».

Draussen, auf dem Korridor, musste ich meinen Kragenknopf öffnen.

Schneller als sonst ging ich durch die Strassen.

Es war heut' verdammt heiss!

Ich suchte mein neues Quartier auf.

Zwei Tage lebte ich wieder in Spannung.

Wird man mich das *nächste* Mal auf der Polizei verhaften?

Dann kam der Stempeltag.

Ich humpelte wieder hin.

Das Nervenspiel begann von Neuem.

Im dritten Reich

So kam der 29. November 1933 heran.

Ich stritt mit meinem Gewissen, ob ich mir auch noch am 1. Dezember einen Polizeistempel holen müsse oder ob der 29. November mein letzter Stempeltag sei.

Mein Selbsterhaltungstrieb gebot mir, Vorsicht walten zu lassen. Meine polizeiliche Meldung beendete ich – sicherheitshalber – mit dem 29. November. Mein Gewissen beruhigte sich bei dem Gedanken, dass die Nazi-Regierung *gar* kein Gewissen hatte, als sie mich sieben Monate lang einsperrte und quälte, als sie mein Eigentum zerstören und stehlen liess und sich sogar selbst am Diebstahl beteiligte.

Warum stellt man mich noch zwei volle Monate nach meiner «Schutz»haft unter *«Polizeiaufsicht»*?

Meine Entlassung aus der Schutzhafthölle erfolgte unter der Voraussetzung, dass ich «keine, wie immer geartete Tätigkeit entfalte, die dem Aufbau des nationalsozialistischen Staates irgendwie hinderlich sein könnte».

Ich verstehe! Diesem fieberhaft zum Kriege rüstenden Staat würde jedes ehrliche Wort des Friedens «hinderlich sein». Jede humanitäre Gesinnung würde den «Aufbau des nationalsozialistischen Staates stören.»

Über kurz oder lang käme ich wieder in «Schutz»haft.

Es blieb mir also nur die Wahl zwischen völliger Selbstaufgabe – oder Aufgabe des Kommissstiefel-Deutschland.

Ich musste, auch zum Schutz meiner Kinder, das freiheitliche Ausland aufsuchen. Meine 15jährige Tochter wollte man zwingen, «freiwillig» in die «Hitlerjugend» einzutreten. Sie verstand es geschickt, alle diesbezüglichen freiwilligen Zwangsbestimmungen zu umgehen. Aber wie lange noch? –

Besonders schwer hatte es mein neunjähriger Junge. Er ging, bis zu Hitlers Machtergreifung, in eine Gemeinschaftsschule, aus der bald eine Gemeinschaftsschule gemacht wurde mit echtem «Hitlergeist», d.h.: die Kinder wurden *geprügelt* (wahrscheinlich, um sie für spätere «Schutz»haft vorzubereiten). Die Kleinen gingen zitternd zur Schule. Sie erlebten die widerlichste Charakterlosigkeit ihrer Lehrer, die sich freiwillig «gleichschalteten». Dieselben Lehrer, die im demokratischen Staat die Kinder als *Kameraden* behandelten, dieselben Lehrer prügeln jetzt ihre ehemaligen kleinen Freunde.

In den Pausen wird exerziert. Das freie, ungezwungene Spielen ist streng verboten. Die Kinder müssen auf den Schulhöfen in Reih' und Glied marschieren. Achtete die Lehrerschaft *vor* der Hitler-Regierung besonders auf das kameradschaftliche Verhalten der Kinder untereinander – denn sie sollten ja zu freien Staatsbürgern erzogen werden –, so tim sich jetzt dieselben – «gleichgeschalteten» – Lehrer besonders hervor in der Schulung der Kinder zum Denunziantentum.

Kinder, die besondere Begabung zum Kriechen zeigen, haben in den Pausen «Aufpasser»-Dienst und denunzieren ihre kleinen Kameraden beim Lehrer, wenn sie nicht «vorschriftsmässig» marschierten oder nicht militärisch genug grüssten.

Die «Gemeldeten» erhalten dann die «vorschriftsmässigen» Prügelstrafe. Jetzt gilt es ja, die Kinder nicht zu selbständig denkenden Bürgern zu erziehen, sondern zu Hitler-Soldaten, zu Kanonenfutter ...

Auch mein siebenjähriger Junge litt furchtbar unter dem «Hitlergeist» in der Schule. Er besuchte bisher eine Montessori-Schule. Diese, in der ganzen Welt berühmte und geschätzte pädagogische Lehrmethode, nach der die Kinder *individuell* erzogen werden – wurde von Hitler sofort verboten. Die bei den Kindern so sehr beliebten Montessori-Lehrer und -Lehrerinnen wurden entlassen, die Montessori-Kindergärten geschlossen. Jetzt werden die Kinder im Befehlstone gedrillt. Auf dem Katheder sitzt nicht mehr der liebe, gute Lehrer, der mit

den Kindern scherzt und lacht, dort hockt jetzt, wie der böse Geist im Märchen, ein SA.-Standartenführer, im Nebenberuf Lehrer, der immer so schimpft und sich mit seinem Rohrstock auf die Kinder stürzt, wenn sie nicht ausgerichtet, wie die Soldaten, in den Schulbänken sitzen.

Es sei an dieser Stelle gern der tapferen Lehrer und Schulleiter gedacht, die sich *nicht* «gleichschalten» liessen, die wegen ihrer aufrichtigen Gesinnung aus ihren Ämtern geworfen wurden oder gar in «Schutz»haft kamen. Viele wurden von ihren ehemaligen «Kollegen» denunziert – viele hat man misshandelt und getötet, weil sie sich tapfer zu ihrer bisherigen, freiheitlichen Weltanschauung bekannten.

Was unter Hitler vom früheren Lehrerkollegium verblieb, das waren Unteroffiziere, die unschuldige Kinder zu Soldaten drillten.





Kanonenfutter . . .

Die Verantwortung und Liebe für meine Kinder gebot mir – neben meinem Selbsterhaltungstrieb –, dieses kasernierte Deutschland zu verlassen und eine neue Heimat zu suchen.

Vielleicht wäre ich doch noch geblieben, aber am 22. Dezember war ein neuer Prozess gegen mich angesetzt.

Da man mir «keine, wie immer geartete Tätigkeit» nachweisen konnte, so kamen die Nazi-Behörden auf den Gedanken, über meine *frühere* antimilitaristische Tätigkeit noch einmal zu Gericht zu sitzen. Die Strafen bei meinen Verurteilungen in früheren Prozessen erachteten die neuen Machthaber als viel zu gering, obwohl ich mittlerweile eine kleine Summe von *Jahren* hinter Gittern abgessen hatte.

Jetzt stand mir bevor, dass alle meine früheren politischen Vergehen noch einmal untersucht und erneut unter Strafe gestellt wurden. Das heisst nichts anderes, als dass mir der liebe Gott ein zehnmal so langes Leben schenken müsste, als er in Aussicht genommen hat.

Es schien mir nicht zweckdienlich, alle meine Gerichtsprozesse noch einmal aufrollen zu lassen, alle Strafen noch einmal abzusitzen.

Die Staatsanwälte und Richter, das wusste ich ja aus alter Erfahrung, waren trotz aller meiner Plädoyers unbelehrbar.

Die Gerichtsvollzieher brauchte ich jetzt allerdings nicht mehr zu fürchten, denn die Nazis hatten mich schon völlig ausgeplündert. Ich war «Wohlfahrtsunterstützungsempfänger».

Da sie mir auch meine Gesundheit genommen hatten, so konnte man mich nicht in den «Arbeitsdienst» oder auf «Landhilfe» schicken.

Mir blieb nur noch Hoffnung und Geduld.

Von der ersteren Sorte hatte ich mehr, aber davon wurden meine Kinder nicht satt. Geduld musste ich üben, denn es galt ja noch, die schwierigste und gefährlichste Arbeit: das *Archiv-Material* des «Anti-Kriegs-Museums» über die Grenze zu bringen, um in einem freiheitlichen Land ein neues Friedens-Museum zu gründen.

Polizeispitzel beobachteten mich, Nazis suchten mich.

Da hiess es vorsichtig sein. Umso mehr, weil ich mit meinem humpelnden Bein und meinem Krückstock schnell erkannt werden konnte.

Vom 30. November bis 15. Dezember ging ich oft mit Paketen durch die Strassen Berlins.

Einmal hat mir ein Nazi bereitwilligst ein Paket tragen helfen; es war aber auch *zu* schwer, denn die Druckstöcke meiner Anti-Kriegsbücher und die photogra-

phischen Platten des Archivs machten das Paket recht schwer. Der braune Krieger hat mir also bei meiner illegalen Arbeit geholfen.

Illegal?

Ist denn die Arbeit für den Frieden im «friedlichen» Hitler-Deutschland unter dem «friedlichen» Reichskanzler *illegal*??

Wahrhaftig – es ist so!

Deutschland ist eben das Land der unbegrenzten Widersprüche.

Mein Friedensschiff «PAX VOBISCUM» hat man zum *Kriegsschiff* gemacht.

Mein Friedenshaus hat man beschlagnahmt, weil – wie mir ein hoher Regierungsvertreter erklärte – das Haus «für pazifistische und somit (!) staatsfeindliche Zwecke» verwendet wurde!!

Also musste ich recht vorsichtig sein mit der Sicherstellung des Archivmaterials, das ich vor Hitlers Regierungsantritt rechtzeitig aus dem Museum geschafft hatte.

In allen Stadtteilen, bei vielen Freunden, in unzähligen kleinen Paketen war alles versteckt. Jetzt hatte ich die Aufgabe, dieses Material wieder abzuholen und über die Grenze, ins sichere Ausland, zu bringen.

Eine schwierige Sache.

Das dauerte 20 Tage.

Jeden Tag mussten neue Vorsichtsmassregeln getroffen werden.

Jeden Tag tauchte neuer Widerstand auf.

Irgendein Zufall konnte alles gefährden.

Ein guter Freund hatte mir geholfen. Um Haaresbreite wäre er beinahe gleich am ersten Tage «hochgegangen». Er fuhr mit seinem Fahrrad, den Rucksack voll Museumsmaterial auf dem Rücken, durch eine belebte Strasse. An der Strassenkreuzung, bei der Verkehrsampel, steht ein Schutzmann. Ausgerechnet! Nur schnell vorbeifahren!

Um andere Verkehrsfahrzeuge zu überholen, lenkte der Freund sein Fahrrad etwas zu weit nach links. Jetzt schnell beim Schutzmann vorbei da flammt das rote Licht der Verkehrsampel auf.

Verdammt! Es nützt nichts; der Freund muss anhalten, dicht bei dem Schutzmann, der sofort auf ihn zukommt und ihn anbrüllt, dass er zu weit links gefahren sei. Der Polizist fordert ihn auf, «mitzukommen». Mit dem Material auf dem Rücken! Er überlegt blitzschnell, ob er den schweren Rucksack abwerfen, aufs Rad springen und entfliehen soll?

Der Schutzmann schien etwas zu ahnen. Er legt seine schwere Hand auf das Rad.

Zur Polizeiwache?

In eine Seitenstrasse biegen sie ein, bleiben stehen.

«Zeigen Sie ihre Ausweise!»

Aber die Papiere schienen in der Brusttasche vom Angstschweiss festgeleimt zu sein. Endlich ... da ... «Bitte»!

Der Schutzmann sieht einen Hakenkreuzstempel. Sein Gesicht wird freundlich: «Sie sind SA.-Mann?» «Jawohl, Herr Oberwachtmeister».

Die Betonung lag auf dem «Ober».

Der «Ober»Wachtmeister wird noch freundlicher.

Nach einer kameradschaftlichen, überaus höflichen Verwarnung darf der Freund weiterfahren.

Mit «Heil Hitler!» tritt er in die Pedale. Feste!

Der schwere Rucksack schien federleicht.

Das Rad schien Flügel zu haben.

Am Tage darauf stieg ich in die Untergrundbahn mit zwei Paketen ein.

Ein SA.-Mann sitzt mir gegenüber.

Den Kerl kenne ich doch?

Das ist doch?

Natürlich kenne ich den!

Ich überlege, wer er ist. Wo habe ich dieses Gesicht, dieses ganz bekannte Gesicht, schon mal gesehen?

Das war doch ein SA.-Mann aus der Parochialstrasse. Der Kerl ging doch oft bei meinem Museum vorbei?

Zentnerschwer liegen die Pakete auf meinen Knien.

Zum Glück hat mich der Nazi noch nicht entdeckt.

Er liest seinen «Angriff». Er hat mich noch nicht gesehen.
Den Hut tiefer ins Gesicht, beobachtete ich heimlich mein Gegenüber. Wenn
der mich erkennt – und er *wird* mich erkennen –, dann bin ich verloren.
Ich wage nicht aufzusteh'n und auszusteigen, obwohl meine Station längst vor-
bei ist.
Erst soll der Nazi aussteigen!
Wie weit fährt denn dieser Kerl?
Sieht er nicht heimlich, über die Zeitung, zu mir herüber?
Da! – Jetzt wieder ...!
Kein Zweifel, er hat mich erkannt.
Endstation. Ich *muss* aufstehen.
Der Nazi auch.
Mir fällt vor Schreck mein Krückstock um.
Der Nazi springt hinzu, hebt ihn auf, gibt ihn mir.
Ich wage nicht, dem Kerl ins Gesicht zu sehen.
Meine schlaffen Hände fassen zitternd die Pakete.
«Gestatten Sie?» sagt der Kerl.
Ich habe so hämische Worte noch nie in meinem Leben gehört.
Er trägt *beide* Pakete.
Ich humple hinter seinem breiten Rücken.
Der Kerl wird mich – mit samt meinen Paketen – zur nächsten Nazi-Kaserne
bringen.
An der Billettsperre dreht er sich plötzlich um.
Einen Moment sehe ich ihm ins volle Gesicht.
Das ist doch ...
Das ist doch gar nicht der ...?
«Danke!» *schreie* ich. «Danke!» wiederhole ich ruhiger und nehme ihm meine
Pakete ab.
Jetzt trage ich *zwei* in *einer* Hand!
Ich hätte *zehn* tragen können!!
In der andern Hand den Krückstock – verschwindet ein Glücklicher im Gewühl
der Aussteigenden.
Am andern Ende der Untergrundbahn aber steige ich wieder ein und fahre vier
Stationen zurück.
Ich war in der Aufregung zu weit gefahren.

... *Strategischer Rückzug*

20 Tage dauerte dieser Nervenkitzel.

Dann war alles in Sicherheit.

Telegraphische, fingierte Nachrichten meiner Freunde im Ausland bestätigten mir, dass dort alles Material gut angekommen war.

Jetzt musste ich auf meine eigene Sicherheit bedacht sein.

Es war höchste Zeit.

Der Kalender zeigte den 20. Dezember.

In zwei Tagen, am 22. Dezember, stand ein neuer Gerichtsprozess gegen mich an.

Das bedeutete: neue Verhaftung, neue Strafe, neue «Schutz»haft. Das bedeutete mein sicheres Ende.

Man soll sein Leben nicht leichtsinnig wegwerfen.

Ich möchte noch weiter leben, um weiter kämpfen zu können für das schönste Ideal: den Weltfrieden!

Auf *diesem* «Feld der Ehre» zu fallen, wäre der wahrlich schönste Tod.

Aber hier im Hitler-Deutschland, in irgendeiner «Schutz»haftzelle totgeprügelt zu werden, dazu verspürte ich keine Lust.

Darum schüttelte ich am 20. Dezember 1933 den Staub von meinen Füßen, nahm meine Kinder bei der Hand und führte sie aus dem Lande der Knechtschaft und der Lüge durch einen märchenhaft verschneiten Wald, über Berge und Täler ...

Es war keine übereilte Flucht, wie etwa die Hitlers, als er 1923, nachdem sein Putsch in München nicht glückte, im Auto schleunigst das Weite suchte.

Ich machte mich auch durch keine blaue Brille unkenntlich, wie General Ludendorff, als er 1918 nach Schweden flüchtete.

Was mich aus dem deutschen Lande trieb, das war mein grosser Freiheitsdrang.

Ein «Glück» – dass mir Hitler *alles* genommen, so hatte ich jetzt nichts zu tragen. – O, Ironie des Schicksals!

Ernst Friedrich *räddad!*

På julafton ingick till vår riksordförande ett telegram från författaren *Ernst Friedrich* med den glädjande underrättelsen, att den världsfrejdate antikrigskämpen med sin familj (hustru och två barn) räddats över gränsen till Tjeckoslovakiet och nu befinner sig i Prag, dit som bekant redan förut en hel del kända tyska freds- och humanitetskämpar flytt.

Sedan över en månad ha i den utomtyska radikala pressen offentliggjorts efterlysningar efter det berömda Antikrigsmuseets oräddde grundare, för vars öde man fruktat det värsta. Svenska Freds- och Skiljedomsföreningens riksordförande, pastor *Per Gyberg*, vilken tycks vara den ende utlänning, som stått i kontakt med *Ernst Friedrichs* familj under det senaste av hårda provningar fyllda året, har emellertid

Ernst Friedrich gerettet!

Aus der schwedischen Zeitung «FREDEN» Januar 1934.



Hier wäre Platz . .!

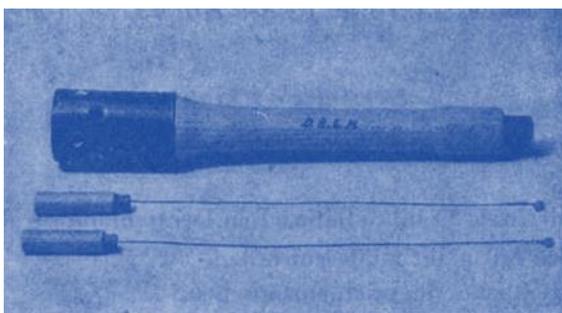
Der gewaltige Neubau des Völkerbunds-Palastes in Genf. Hier wäre Platz für das neue Friedens-Museum, wenn ... ja wenn!

Aber etwas Kostbares hatte ich doch bei mir: zwei Dokumente vom «Friedenswillen» Hitlers: Einen *Hitler-Dolch* und eine *Übungs-Handgranate*. Diese Mordwaffen benutzt die Hitler-Jugend bei ihren friedlichen Kriegsübungen.



Millionen Hitlerjungen von 10 Jahren an erhalten nebenstehend abgebildeten Dolch, den sie mit Stolz tragen.

Von 15 Jahren an lernen die Hitlerjungen mit diesen Handgranaten «Frieden» spielen.



Übungshandgranate mit Zeitzünder

Der gesamten Weltöffentlichkeit will ich sie zeigen, diese untrüglichen Beweise der wahren «Friedensliebe» Adolf Hitlers.

Darum steckte ich diese Dinger zu mir, als ich über die Grenze ging.

«*Blut und Ehre!*» steht eingebrannt auf dem Hitlerdolch.

Was denn für Blut? Das Blut seiner eigenen, friedlichen Volksgenossen lässt Hitler mit Nilpferdpeitschen aus den Leibern schlagen. Dazu braucht er nicht *diese* Mordwerkzeuge.

Diese Messer, die Millionen Hitler-Jünglinge voller Stolz tragen, diese Messer lechzen nach *Eurem* Blut: Franzosen! –

Diese Messer sollen Euch, Belgier, Euch, Tschechen, eines Tages zwischen die Rippen stechen.

So verlangt es deutsche «*Ehre*».

Ich bin so «ehrlos», – das *nicht* zu wollen.

Weil ich *nicht* will, dass deutsche «Ehre» mit französischem oder belgischem oder tschechischem *Blut* repariert wird, darum stempelt man mich zum «Landesverräter», der den Tod verdient hat, weil er das Leben seiner Mitmenschen will.

Darum aber auch wäre mein Tod *gut* verdient, wenn es mir gelänge, Millionen Menschen den Tod zu ersparen.

Es gilt, die Völker Europas zu warnen vor Hitlers Friedensreden, vor diesen Hitlerdolchen, damit sie wachsam sein mögen ... damit nicht eines Tages ihr Blut an den Hitlermessern klebt.

Mehr als 20 Jahre habe ich in Deutschland für den Frieden gekämpft.

Ich bin nicht müde geworden.

Nichts konnte mich enttäuschen.

Aber jetzt muss ich einsehen, dass jede weitere ehrliche Friedensbetätigung in diesem Lande gleichbedeutend ist mit Selbstmord.

Ich erinnere mich jenes Regierungsvertreters, der mir klipp und klar sagte, dass ich mein Haus «für *pazifistische* und *somit* staatsfeindliche Zwecke» benutzt habe.

Man muss das immer wieder feststellen:

Pazifismus ist in Deutschland staatsfeindlich!

Ich kann von meiner Überzeugung nicht lassen.
Lieber lasse ich von dem Lande, das meine Überzeugung mit Füßen tritt.
Vaterland?
Der Vater, der seinen Sohn täglich beleidigt und peinigt und peitscht, kann der von seinem Sohn Liebe erwarten?
Was kann ich lieben in meinem Vaterland?
Doch nicht den *Vater* des Landes, der andersdenkenden Volksgenossen *die Köpfe abhacken* lässt?
Kann ich das *Land* lieben, in dem ich wie ein Aussätziger umhergejagt wurde?
Kann ich den Boden lieben, der unterhöhlt ist mit unterirdischen Flughäfen?
Mein Vaterland ist dort, wo Menschen guten Willens sind.
Mein Vaterland ist die *Welt* – die Welt des *Friedens*!
Ich will nicht «Deutscher» – *ich will Mensch sein!*
Einfach Mensch!!
Meine Mitmenschen sind die Menschen des Friedens und der Güte. Meine Landsleute sind in *allen* Ländern: es sind die Friedfertigen! Ich hasse nicht – die mich hassen. –
Aber lieben kann ich nur die *Liebenswürdigen!*
Der «deutscheste» aller deutschen Philosophen: Johann Gottlieb Fichte, der wegen seiner «Reden an die deutsche Nation» bei Hitler besonders beliebt ist, verzichtete 1804 feierlich auf das deutsche Vaterland: denn Vaterland ist immer das Land der höchsten Kultur. «Es ist *nicht der Boden, nicht das Blut*, das die Menschen bindet, sondern der Geist in seinem ewigen Wandel allein...»

Ich ging aus meiner Heimat, die mir unheimlich wurde.

Das harte Brot der Emigration esse ich, und ich bin glücklich dabei. Lieber auf ärmlichstem Strohlager in der Freiheit, als auf weichen Daunen im geknechteten Deutschland!

Europa schläft...

Je grösser der Lärm in den Tag und Nacht fieberhaft arbeitenden Kriegswerkstätten Deutschlands ist, umso lauter schreit der «Führer» Europa seine «Friedensbereitschaft» in die Ohren, *damit Europa den Lärm der Munitionsfabriken nicht hört!*

Niemand zweifle an Hitlers *heutigem* Friedenswillen!

Hitler braucht den Frieden – um noch mehr auf rüsten zu können! Hitler braucht noch zwei Jahre Frieden – dann ist er so weit!

Dann wird die Welt einen Krieg erleben, der den letzten Weltkrieg als kleines Vorpostengefecht erscheinen lässt.

Erinnert Euch an den 22. April 1915.

Der belgisch-deutsche Frontabschnitt an der Yser.

Ein herrlicher Frühlingsnachmittag.

Belgische und französische Soldaten erfreuen sich des schönen Wetters, träumen vom baldigen Frieden.

Sie recken und strecken sich in der Frühlingssonne,

sitzen gemütlich auf ihren Sandsäcken,

schreiben Briefe an ihre Lieben,

schlafen im Unterstand,

Frieden liegt über dem ganzen Frontabschnitt.

Kein einziger Schuss.

Da verlässt gegen 17 Uhr ein niedriger, gelbgrüner Streifen die deutschen Linien.

Die wenigen belgischen Grabenposten – es ist ja heuf so friedlich – sehen erstaunt diesen sonderbaren Nebelstreifen herankommen. Bald sind sie eingehüllt in eine gelbe Wolke.

Sie husten, brechen, fallen, ersticken.

Die Deutschen hatten einen neuen Heldentod erfunden: den Erstickungstod.

Die Deutschen hatten Chlorgas abgeblasen!

Das Gas ist schwerer als die Luft.

Es sinkt in die Schützengräben, dringt in die Unterstände und er* stickt die Ahnungslosen, die Briefeschreibenden, die Schlafenden.

Die Deutschen sind gründlich.

Hinter der Gaswolke tauchen ihre Stahlhelme auf, blitzen ihre Bajonette. Nase und Mund haben die Angreifer durch nasse Bäusche geschützt.

Fürchterlich rasen die Messer in die Leiber der hustenden, sich erbrechenden, am Boden sich windenden alliierten Soldaten.

Und es war doch ein so schöner, sonniger Frühlingsnachmittag. Und die Deutschen schienen doch so friedlich.

Europa schläft.

Die Wachtposten rings um Deutschland hören die Friedensschalmeien, die Hitler bläst.

Es träumt sich so schön.

Man schreibt Freundschaftsverträge,
hält Friedensreden.

In den chemischen Laboratorien Deutschlands züchtet man Bazillen und Bakterien für den *ewigen* Frieden ...

Nachwort

Das erste «Internationale Anti-Kriegs-Museum» ist nicht mehr. Hitler, der immer wieder seine «Friedensliebe» in die Welt posaunt, er liess das Friedenshaus durch seine braunen Soldaten zerstören.

«Bald wird nichts mehr erinnern an das Wirken des Herm Friedrich» verkündete der Propagandaminister Göbbels in seinem amtlichen Organ, dem «Angriff».

Soll der Nazistiefel triumphierend den Friedensgeist zertrampeln?

Soll der Naziminister recht behalten?

Nein!

Tausendmal: nein!!

Ein neues «Anti-Kriegs-Museum» wird erstehen!

Wer will helfen?

Der Völkerbund? Da Hitler hier ausgezogen ist, wären genügend Räume frei für ein «Friedens-Museum».

Viel Platz gäbe es im Völkerbundspalast.

Aber ich fürchte, hier wird man mich nicht hineinlassen.

Ich bin ein Vertreter des Friedens. In den Völkerbund kommen nur die Vertreter von Heer und Flotte.

Es wird schon wo anders sein müssen, wo ich eine Möglichkeit habe, für den Frieden wirken zu können.

Ich werde wieder ganz von vorne anfangen.

Mit einem Eimer Mörtel und 10 Ziegelsteinen habe ich begonnen, das erste «Anti-Kriegs-Museum» aufzubauen.

Wenn es sein muss, werde ich wieder so mühselig, so primitiv beginnen.

Die Liebe zum Werk wird den Bau beschleunigen.

Friedensfreunde in aller Welt werden helfen, Bausteine herbeizuschaffen!

Der Bauplan ist fertig.

In einem wirklich friedlichen Lande wird das neue Museum errichtet werden: *grösser und umfangreicher als bisher.*

In Berlin wurde das Museum von Zehntausenden besucht.

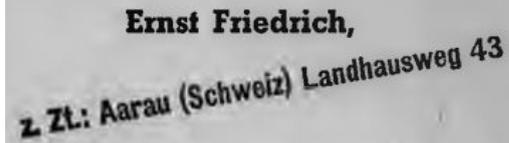
Bald werden es *Hunderttausende* sein!

Hunderttausende werden bei der Besichtigung daran denken, dass Hitler, der «friedliebende» Hitler, dieses Museum in Deutschland nicht duldete, dass pazifistische Betätigung – in Deutschland als «staatsfeindlich» gilt und mit «Schutz»haft und Peitschenhieben bestraft wird.

*Bald wird alles wieder erinnern an das friedvolle Wirken von
Ernst Friedrich...*

WER HILFT?

Neues und viel mehr Material hat Ernst Friedrich inzwischen gesammelt und er bittet auf diesem Wege alle wirklichen Friedensfreunde, ihm weitere Dokumente für sein 'neues «Anti-Kriegs-Museum» zuzusenden per «Einschreiben» (rekommandiert) an die Adresse:



Ernst Friedrich,
z. Zt.: Aarau (Schweiz) Landhausweg 43

Erbeten werden Kriegsphotos, Bilder, Bücher und Zeitungen, Kriegsplakate, Aufrufe und Befehle, Kriegsandenken und Kriegsdokumente aller Art, kurzum alles, was mit Krieg und Militarismus irgendwie zusammenhängt.

Auf Wunsch werden die eingesandten Kriegsphotographien nur leihweise, zu treuen Händen, genommen und nach Anfertigung von Kopien dem Eigentümer zurückgesandt.



Verboten

im Hitler-Deutschland sind die Schriften des Friedens-Freundes Ernst Friedrich. Seine Bücher wurden auf dem Scheiterhaufen

verbrannt

Doch sie töten den Geist nicht, ihr Brüder! Alle Werke werden wieder

neu gedruckt



Ferner sind von Ernst Friedrich bisher erschienen:

«**Krieg dem Kriege**»
(2 Bände)

«**Festung Gollnow**»

«**Eine königl. Republik**»

«**Proletarischer Kindergarten**»

«**Deutsche Helden**»

«**Leben und Werke proletarischer Dichter**»

Weihnachten 1935

erscheint:

Hier unser Blut...



Zeitgeschichtlicher Roman

von

ERNST FRIEDRICH